Отр. 454 (5

20.

Erfahrungen

von

Johann Georg Büsch

Professor in Hamburg.

Fünfter Band.

Hamburg, 1802.

bei Benjamin Gottlob Hoffmann.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

80/24536

Vorbericht des Herausgebers.

Viele der kleinern Aufsätze und Abhandlungen, wozu dem unvergeßlichen Verfasser der Anlaß aus allerley gemeinnützigen Absichten entstand, durch die er auf mannigfaltige Art Gutes in seinem Kreise stiftete, oder überhaupt zu weiterer Untersuchung, zu allgemeiner Aufklährung, und zu wohlthätigen Veranstaltungen veranlaßte oder beitrug, wünscht jeder Freund und Verehrer desselben auch in ihrer bisherigen Gestalt

gesammelt zu sehen, da sie in so manchen Sammlungen oder periodischen Schriften zerstreut sind. Er selbst wollte sie als eine Fortsetzung dieser „Erfahrungen", worin mehrere derselben schon umgearbeitet erschienen sind, herausgeben, ward aber durch den Tod daran verhindert. Seine Erben überlieferten dem Herrn Professor Ebeling, als seinem vieljährigen vertrauten Freunde und Hausgenossen, den ganzen litterairischen Nachlaß zur Besorgung der Herausgabe. Dieser, nun allein dazu berechtigt, veranlaßte mich im vorigen Sommer, die Sammlung dieser Aufsätze zu übernehmen, und übergab mir auch aus dem Nachlaß, was dahin gehörte. Meh-

rerer Beweise von der Rechtmäßigkeit dieser Fortsetzung der „Erfahrungen" meines verewigten Lehrers und Freundes wird es nicht bedürfen. Keiner, ausser den hier Genannten, kann eine wirkliche Befugniß dazu haben. Sammlungen von vermischten oder andern Schriften unsers verewigten Freundes, die bisher veranstaltet sind, oder noch von Fremden gemacht werden sollten, kann man nur als das Produkt eines Beute- oder Raubzuges solcher Bürger Buchhändler oder Schriftsteller in der gelehrten Republik ansehen, die zu bekannt und verächtlich sind, als daß es einer weitern Erörterung und Würdigung ihres Verfahrens bedürfte.

Unter dem Titel „Erfahrungen" sollen nur diejenigen oben bezeichneten Schriften herausgegeben werden, von denen gewiß ist, daß der verstorbene Verfasser sie dieser Sammlung vorbehalten, oder aufs neue zum Druk bestimmt hatte. Alles übrige ist für andere Sammlungen bestimmt. Von seinen, insonderheit für Landleute nützlichen, Aufsätzen in den Altonaischen Kalendern, sagt der Verfasser selbst (Erfahrungen, B. 4. S. 350. f.): „Durch Zusammendrukken derselben in Eine Sammlung, die sie in die Buchläden brächte, würden sie freilich an Leser anderer Art und in andere Staaten gelangen. Aber dessen bedarf es nicht mehr, da sie in manche

Kalender anderer deutschen Provinzen eingetragen sind;" man könnte noch hinzusetzen: zum Theil auch in manchen Zeitschriften, Provinzialblättern u. dergl. wieder abgedrukt wurden. Manche in den Hamburgischen Addreß-Comtoir-Nachrichten seit deren erstem Anfange enthaltenen Aufsätze, des für das allgemeine Beste unermüdet thätigen Mannes, sind doch entweder zu lokal, oder nur Grundzüge späterer grösserer Schriften, deren einige schon in den ersten Bänden der Erfahrungen enthalten sind, z. B. über die Versorgung der Armen, u. a. Einzelne hingegen in jenen und ähnlichen Zeitschriften, die einen bleibenden Werth und allgemeineres Interesse

haben, oder die der Verfasser selbst nicht in Vergessenheit gerathen lassen wollte, wie das Meiste aus seinen „Vermischten Abhandlungen" sollen in der vorliegenden Sammlung vereinigt werden.

Rostock, den 25. April 1802.

G. P. H. Norrmann,

Hofrath und Professor.

I.

Von dem
Wolleben und dessen Folgen
in
den verschiedenen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft.

1) Von dem Wolleben des handelnden Bürgers, nebst drei Anhängen. 1776.

Der Luxus hat in unsern erleuchteten Zeiten so viel Lobredner gefunden, und seine Notwendigkeit zum Besten der Industrie, der Handlung und zur Aufnahme ganzer Staaten ist so sehr ins Licht gesezt, daß ich es für überflüßig halte, noch etwas für denselben, und für vergeblich, aufs neue etwas dawider sagen zu wollen. Schon längst lege ich alle Schriften ungelesen weg, in welchen man denselben überhaupt anpreisen oder vertheidigen will. Ich will und

kann nicht mehr von einer Sache überführt sein, in Ansehung deren mein Urteil vorlängst entschieden ist. Vielleicht sind viele von meinen Lesern in eben diesem Fall. Ich bitte sie aber, diese Abhandlung doch deswegen nicht bei Seite zu legen, weil sie den Luxus zum Gegenstand hat. Ich werde es wenigstens versuchen, ob ich nicht über eine so alte Sache ihnen etwas neues sagen kann.

Es ist der gewöhnliche Gang in dem Erkenntnis der Wahrheiten, insonderheit praktischer Wahrheiten, daß man sie, wenn uns zuerst die Ueberzeugung davon entsteht, ganz allgemein ansieht, die Anwendung auf besondre Fälle vergißt, und die Ausnahmen, welche sie in dieser Anwendung leiden, übersieht. So ist es auch mit der Wahrheit ergangen, daß der Luxus oder der Aufwand, den das Wolleben veranlaßt,

zu der Aufnahme der Staaten unentbehrlich sei. Seitdem ein Arkadisches Schäferleben zum Undinge geworden ist, oder seitdem die Menschen nicht mehr ihre Nahrung in Wäldern und Fluren wildwachsend aufsuchen, so zeigt die Erfahrung, daß in allen Staaten dieser Aufwand Mittel und Nahrung und des Auskommens für die grössere Zahl der Menschen verschaffe, welche umkommen, oder wenigstens kümmerlich ihre Tage zubringen würden, sobald die Lust zum Wolleben bei den Reichen aufhörte. Mit einem Worte: es ist gewiß, daß da, wo viele leben sollen, einzelne wolleben müssen, und daß da, wo niemand wolleben will, eine Menge Menschen das Leben nicht behalten kann.

Aber es ist eine andre Frage: ob es für einen Staat zuträglich sei, daß alle seine Bürger, die wolleben können, auf die Art

die ihnen selbst gefällt, wolleben. Es ist der Untersuchung wehrt, ob nicht manche Art des Wollebens, und insbesondere manches Wolleben zur unrechten Zeit mache, daß in diesem Staate weniger Menschen leben, als in demselben leben könnten und leben würden, wenn der Reiche bei seinem Aufwande Ueberlegung brauchte, und, wenn er doch wolleben will und muß, andre Arten des Wollebens erwählte, als diejenigen sind, in welche er sich verliebt hat. Ich werde also (doch ohne die Rechte des so hoch gepriesenen Luxus zu kränken,) fragen dürfen: Ist es einem durch Handlung blühenden Staate zuträglich, daß

1) jedermann

2) auf jede ihm selbst gefällige Art

3) in allen Umständen und zu allen Zeiten wollebe und Aufwand mache?

Dies Blatt wird freilich keine vollständige Untersuchung dieser Fragen fassen. Ich will also hauptsächlich aus belehrenden Vorfällen, so wie sie ein jeder Weltbürger ohne Mühe, und nicht etwan zum Dienst der Satire, allenthalben auffinden kann, meine Behauptungen herzuleiten und zu beweisen suchen.

Erste Frage: ist es wohlgetahn, daß jedermann wollebe, der wolleben kann, oder es zu können glaubt? Die Reichen sind es also, die meine Frage betrift, das ist, alle diejenigen, die, ein jeder in seinem Stande mehr besizen oder erwerben, als zum notwendigen Lebensunterhalt erfodert wird. Gerne mögte ich auch unter diesen einige von der Erlaubnis des Wollebens und des über die Bedürfnisse ihres Zustandes ausgedehnten Aufwandes ausschliessen. Doch ich entscheide nichts. Ich schikke meine Gründe

voraus, und lasse alsdenn lieber andre entscheiden.

Die reichern Bürger des Staates leben entweder von angeerbten Gütern, oder von denen Einkünften, die ihnen ihre Beschäftigungen geben. Von jenen erwartet billig ein jeder Mitbürger, daß sie den Ueberflus ihrer Einkünfte wieder unter ihre Mitbürger zurükfliessen lassen. Unter diesen sind einige, von welchen eben das mit Recht gefodert wird. Der Günstling des Fürsten, der in einträglichen Geschäften sizende Gelehrte oder Civilbediente, kurz alle vornehme Köstlinge des Staats bekommen für Bemühungen, welche ihnen unendlich weniger Zeit und Arbeit kosten, als der Tagelöhner anwenden muß, wenn er blos aus der Hand in den Mund arbeitet, den theureren Lohn, blos in dieser Voraussezung, weil Rang und Stand sie verbinden, ihren

Aufwand weit über das phisisch notwendige auszudehnen. Der grosse Kaufmann, dessen Geschäfte von einer solchen Art sind, daß er oft mit einem Federzug grosse Summen verdienen kann, bekömmt seinen Gewinn auf Unkosten tausender, die ihn zulezt bezahlen müssen, und diese tausende erwarten mit Recht von ihm, daß von demselben wieder ein Teil unter sie zurükfliesse.

Allein unter den mannigfaltigen Arten des Gewerbes in einem blühenden Staate sind einige, welche den, der sie treibt, zwar sicher bereichern und in den Stand sezen, mehr, als die größre Zahl seiner Mitbürger, aufzuwenden. Aber eben unter diesen sind viele, von denen ich, und von denen ein jeder nachdenkender Mitbürger dennoch wünschen wird, daß sie nicht alles aufwenden, was sie aufwenden können.

Ich rede von denjenigen Gewerben, von welchen der Gewinn bei kleinem gesammlet wird, und nicht anders, als durch eine ins genaueste Detail gehende Aufmerksamkeit auf viele kleine Vorteile sowol, als auf die möglichste Verhütung alles vorkommenden Schadens und insonderheit desjenigen, der durch Betrug veranlaßt wird, erlangt werden kann. Dieß alles hat nicht anders statt, und gelingt niemanden, als dem Manne, der natürlich zur Sparsamkeit aufgelegt ist, und sich in dem Hange dazu nicht leicht irre machen läßt. Diese Sparsamkeit aber flieht vor dem Wolleben. Einem solchen Mann anrathen, oder ihn aufmuntern wollen, daß er andern gleich verwende, wollebe und sich gütlich thue, heißt eben so viel, als ihn die Tugend verleugnen machen wollen, durch welche er allein gedeihen, und tausenden neben sich Brod in seinem Gewerbe verschaffen kann. Bringt man ihn dahin, oder

entschließt er sich selbst dazu, so wird sich der Schade bald zeigen. Er wird fahrläßig werden, weniger Vorteil von seinem Gewerbe sehen, er wird es dem zu Folge einschränken, und für einen, der nun in dem Staate durch seinen gemehrten Aufwand gewinnt, werden zehn das Brod verlieren, das sie vorhin mit ihm verdienten, da sie ihm seinen Ueberflus verdienen halfen.

Noch mehr. Manches nützliche Gewerbe kann nicht anders, als von demjenigen betrieben werden, der sich mit kleinen Vorteilen zu begnügen gewohnt ist, und Fleiß und Aufmerksamkeit anzuwenden weiß, damit er diesen kleinen Vorteil öfters erlange. Dem Manne, der sich nicht begnügen und nicht anders auskommen kann, als wenn er in seinem Gewerbe grosse Coups macht, dem Manne, der sich durchs Wolleben gar zu sehr zerstreuet, und dem es zu

klein ist, für einen kleinen Vorteil fleißig zu sein, wird es unmöglich, dergleichen Geschäfte ferner fortzutreiben. Daher sieht man solche Gewerbe in Staaten, welche durch dieselben lange geblühet haben, in dem Maße abnehmen, wie der Luxus in demselben zunimmt, oder sich nur in den Händen derjenigen Bürger erhalten, bei welchen die Liebe zum Wolleben noch nicht den Fleiß, die Sparsamkeit und die Begnügsamkeit verdrängt hat. Ich kenne einen Staat, in dem eine gewisse Manufactur lange blühete, und den Kaufmann, der mit dieser Manufacturwaare handelte, sehr bereicherte. Nun kam eben diese Manufactur an andern Orten auf, wo der Lohn der ersten Hand geringer war, und sie folglich um verschiedene Procente wohlfeiler gegeben werden konnte. Bald liessen unter denen Kaufleuten, die bisher damit gehandelt hatten, die mehresten die Hände

sinken, wurden muhtloß, lebten teils von ihrem erworbenen Gewinn, teils blieben sie müßig und zehrten ein, teils kauften sie die Waare von jenen Orten her, und handelten damit aus der zweiten Hand. Nur einige wenige erhielten ihrem Vaterlande einen Rest von dieser Manufactur, und bestanden dabei, doch ohne so reich, als ihre Vorgänger, zu werden. Aber eben diese waren Leute von einer weit eingeschränktern Lebensart, und welche eben deswegen mit fünf Procent Gewinn auskommen konnten, da jene zu Grunde giengen, so bald sie nicht mehr zehn oder funfzehn Procent verdienten. Lisimon lebt in einem Staate, wo die Schiffsrhederei einige Jahrhunderte durch ein sehr einträgliches Gewerbe war, allein nun schon lange es zu sein aufgehört hatte. Kümmerlich wird es von einzelen Bürgern des Staats beibehalten, bloß in der Absicht, um denen, die

davon leben, nicht ihr leztes Brod zu entziehen. Die größre Zahl der Kaufleute sieht es keineswegs als ein einträgliches, sondern vielmehr als ein mißliches Gewerbe an, bei welchem der Verlust oft nicht geachtet, sondern durch andere einträglichere Geschäfte gut gemacht werden muß. Lisimon betreibt es als eine Hauptsache, aber mit einer seltnen Tähtigkeit und Sparsamkeit, und mit einer Aufmerksamkeit auf einer Menge kleiner Vorteile, welche von andern übersehen werden. Eben diese Sparsamkeit herrscht in seiner ganzen Haushaltung und Lebensart. Durch beide ist er zu einem reichen Mann geworden, und noch ist er so sparsam, wie vorher. Noch hat er keine Kutsche und Pferde, noch hat er keinen überflüßigen Bedienten angenommen, noch sieht man ihn und seine Familie in der simpeln Tracht, in welcher man ihn vor dreißig Jahren sah, als er zu erwerben anfieng, und es ihm

niemand verdachte, weil man glaubte, daß seine Sparsamkeit nicht überflüßig wäre. Jezt sieht ihn mancher mit andern Augen an. Man hält es für unbillig, daß von dem Ueberflusse seiner Güter so wenig in das Publikum zurükke kömmt. Ihr, die ihr so denkt, beredet doch den Lisimon eines bessern. Bringt ihn dahin, daß er die Tugend, durch die er reich geworden ist, verleugne, seines Ueberflusses besser geniesse, sich gleich euch zerstreue, und euren rauschenden Vergnügungen mit überlasse. Wenn er es nicht tuhn will, so bringt seine Kinder dahin, daß sie von der Lebensart ihres Vaters abgehen, und so, wie ihr gewohnt seid, leben. Was werden die Folgen davon sein? Es werden einige unnöthige Bediente mehr aus den Händen dieser Familie ihr Brod, auch vielleicht einige Pferde mehr ihr Heu und ihren Habern haben. Ihre Mitbürger, die mit

fremden Waaren für den Luxus handeln, werden nun von ihnen mehr gewinnen. Es wird auch zuweilen eine Juwele gekauft, oder ein Stük Silbergeschirr verfertigt werden. Auch diejenigen, die jezt ihm in seinem Gewerbe dienen und ihm erwerben helfen, werden eine Zeitlang besser Spiel haben, und mehr erwerben können, als ihnen jezt bei Lisimons grosser Wachsamkeit auf seine eigene Vorteile möglich ist. Aber bald wird Lisimon oder nach ihm seine Kinder einen Abgang an dem so eingeschränkten Gewinn ihres Gewerbes bemerken. Es gehört nur ein wenig Vernachläßigung dazu, um zwei oder drei Procente in demselben weniger zu verdienen. Es kömmt ein böses Jahr dazu, dessen Verlust sie bis dahin zu ertragen Muht und Kräfte genug hatten. Nun arbeiten sie umsonst. Dieß werden sie nicht lange tuhn wollen, sondern das Gewerbe aufgeben, und tausende, die von

demselben mit und unter ihnen lebten, in Müssiggang und Brodmangel versezen. Nicht wahr, nun habt ihr euren Willen, und nun ist dem Staate wol gerathen!

Man empört sich, zumal in freien Staaten, gegen den blossen Nahmen derer Geseze, die den Luxus einschränken. Es ist wahr, in grossen monarchischen Staaten, zumal solchen, in deren einem Teil dasjenige wächst oder verarbeitet wird, was das Wolleben in einem andern Teile, insbesondere in der Hauptstadt, braucht, sind sie unnatürlich, in soferne sie das innere Gewerbe stören. In freien Staaten scheinen sie gegen die Freiheit des Bürgers zu streiten, und sie mögten auch den übrigen Umständen manches Staats und denen Mitteln, durch welche sich der grosse Haufe nährt, nicht angemessen sein. Indessen hat doch Genf diesen unnatürlich scheinenden Schritt schon

lange getahn. Für einen Staat, in welchem der Juwelenhandel so wichtig ist, und welcher überhaupt für den Luxus seiner Nachbaren so stark arbeitet, mögte derselbe am wenigsten rathsam scheinen. Allein Genf besteht hauptsächlich durch seine Manufacturisten. Es war wol getahn, diese selbst bei der ihnen so notwendigen Frugalität zu erhalten, wenn gleich eben diese Geseze in dem inneren Gewerbe dieses kleinen Staates eine Stokkung verursacht haben mögen.

Hollands beste Zeiten waren die, da alle seine Einwohner in einer gleichen und der Nation charakteristischen Sparsamkeit lebten. In diesen Zeiten legte man alle mögliche Arten von Manufacturen an, nur die nicht, die für den Luxus arbeiten. Auch diese kamen durch die vertriebenen Hugenotten hinzu. Die Nation selbst ließ sich

seit dieser Zeit mehr auf den Luxus ein. Dennoch haben diese Manufacturen wieder abgenommen, und Holland giebt durch seinen ihm noch neuen Luxus den Ausländern stärker als sonst zu verdienen. Allein jezt erhalten sich die Nachkommen jener sparsamen Vorfahren durch die von jenen angeerbten Reichthümer, deren Ueberflus sie nötigt, ihr Geld auch zu solchen Handlungs-Unternehmungen anzuwenden, welche nicht besonders einträglich sind. Holland hält dadurch manche Art des Gewerbes an sich, die es längst würde aufgegeben haben, und welche auch wirklich der minder reiche Bürger andrer Staaten aufgeben muß, sobald er sich dem Wolleben überläßt, und eben deswegen nur in solche Geschäfte sich einlassen kann, die ihm einen, wenn gleich unsichern, Gewinn von mehrern Procenten geben. Der Schade davon für den Staat wird sich durch eine Art der Berechnung

erweißlich machen lassen. Man nehme an, daß in einem Staat eine Art der Handlung eine Weile von dreißig Kaufleuten betrieben sei, welche denselben acht Procent im Durchschnitt Gewinn, dem geringern Bürger des Staats aber durch alle mögliche Handlungs-Unkosten andre sechs Procent Verdienst verschaffet. Ich will nicht fragen, ob die ersten sechs Procente des Kaufmanns, von welchen ein grosser Teil durch den Luxus wieder zu dem Ausländer geht, oder die leztern, die fast ganz in dem Staate verzehrt werden, für den Staat am wichtigsten sind. Ich nehme nun an, daß diese Handlung durch die Conkurrenz andrer Nazionen, oder durch andre Vorfälle weniger einträglich werde, und dem Kaufmann nur noch fünf Procente einbringe, da die Handlungs-Unkosten noch immer sechs Procent für die übrigen Bürger abwerfen würden. Was werden die dreißig Kaufleute tuhn? Wahr-

scheinlich werden zwanzig von ihnen die Handlung aufgeben. Es ist nichts mehr damit zu machen, werden sie sagen. Zehn von diesen werden ein andres Gewerbe anfangen, wobei mehr zu machen ist. Zehn werden die Hände ganz sinken lassen, und von dem, was sie vor sich gebracht haben, ohne fernere Tähtigkeit, leben. Die übrigen zehn werden es so lange fortzusezen suchen, als sie können. Um aber dieses zu tuhn, müssen sie entweder mehr Kräfte, als die übrigen, oder den Muth haben, ihren Aufwand so einzuschränken, daß sie von etwas mehr als der Hälfte ihres vorigen Verdienstes leben können. An ihnen und mit ihnen verliert nunmehro der ganze Staat drei Procent. An den mittlern zehn verliert er alle funfzehn Procent. An den ersten verliert er dem Anschein nach nichts. Allein werden sie auch alle in ihrem neuen Gewerbe bestehen? werden sie nicht viel=

leicht in demselben eine ihren Mitbürgern schädliche Conkurrenz machen, daß auch diese bald sagen: Es ist nichts mehr in unserm Handel zu machen, und auch hier eine ähnliche dem Staat nachteilige Revoluzion entsteht.

Könnten dagegen alle dreißig Kaufleute durch ihre Sparsamkeit, Genügsamkeit und mit denen Kräften, die ihnen ihr vorhin erworbenes Vermögen giebt, sich in dem völligen Besiz der Handlung auch bei geminderten Verdienst erhalten, so verlöhre der Staat im Ganzen nur drei Procent, und könnte seine Bürger, die vorhin von dieser Handlung lebten, erhalten. Ich nehme dabei an, daß die Umstände so sind, daß sie zwar den Verdienst, aber nicht den Absaz schwächen. Gesezt aber, diese Handlung wäre eine Manufactur-Handlung, so wird die Rechnung von dem Verluste des

Staats noch viel höher steigen. Er wird 60, 70 und mehrere Procent verliehren, sobald der Kaufmann, der diese Handlung trieb, bei einem Abgange von drei, oder vier Procenten an seinem Verdienst sie aufgiebt, weil er nicht mehr genug für seinen Aufwand verdienen kann. Er würde doch wenigstens, wenn sein Aufwand nicht so gros wäre, es länger aushalten und eine günstige Aenderung der Umstände abwarten können.

Meine bisherigen Anmerkungen gehen insonderheit auf den Manufacturisten, der selbst Verkäufer seiner Waare ist. Ich muß ein Wort von denjenigen Manufacturisten sagen, welche zwar im Grossen aber bloß zum Dienst des Kaufmanns arbeiten, ohne selbst Kaufleute zu sein. Für diese ist freilich die Frugalität eben so notwendig, als für jene. Aber dann wird ja der Kauf-

mann, der mit ihnen und durch sie im Grossen verdient, nicht dieselben Ursachen zur Einschränkung haben. Es ist wahr, er braucht nicht eben dieselbe Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten, er kann seine Geschäfte leichter übersehen, und die Zerstreuungen, die das Wolleben mit sich führt, sind ihm nicht so schädlich, als dem Manufacturisten. Allein sein Aufwand wird dennoch eine andre schädliche Folge für die Manufactur haben. Er wird seines Aufwandes wegen immer mehr verdienen wollen, als die Waare abwirft. Er wird dem zu Folge entweder die Waare vertheuern, und ihren Absaz sich und den Manufacturisten zum Schaden schwächen. Oder es wird die Vorteile, die er nicht auf Kosten des Käufers gewinnen kann, seinen Manufacturisten abzugewinnen suchen. Er wird ihm weniger bezahlen wollen, oder die Bezahlung in die Länge ziehen, um sein Geld

nebenher auf andre Art zu nuzen, so daß der Manufacturist nicht dabei bestehen kann, und entweder muhtlos oder zum Betrüger wird. Dieser lezte Umstand, die verzögerte Bezahlung von dem Kaufmann an den Manufacturisten, hält in der Taht viele Manufacturen unter. Mir ist eine Manufactur bekannt, bei welcher es längst zum Recht geworden ist, nicht unter Jahr und Tag zu bezahlen, und bei welcher eine Bezahlung innerhalb achtzehn Monaten eine sehr gute Bezahlung ist. Aber der gewisse Erfolg davon ist auch dieser, daß der Manufacturist dem Kaufmann alles höher berechnet, dieser daher theurer verkaufen muß, und die Manufactur nicht so gut, als ehemals gegen den Ausländer Preis halten kann. Schränkte sich der Kaufmann ein, um sich die Kräfte zum grössern Verlag und zeitiger Bezahlung an den Manufacturisten zu verschaffen, und mittlerweile

die Last des langen Credits an seine Abneh=
mer selbst völlig tragen zu können, so gienge
alles besser. Jezt aber will er diese den
Manufacturisten fast ganz tragen lassen, der
nach der Art seines Gewerbes sie nicht tra=
gen kann, ohne weit höhere Procente, als
der Kaufmann, auf den Preis seiner Arbeit
zu schlagen. Denn tägliche Auslohnung
und nur jährlich zurükkommende Einnahme
bestehen nicht zusammen.

Wir müssen aber auch der schädlichen
Aufmerksamkeit nicht vergessen, die auf
den Kaufmann fällt, wenn er bei geänder=
ten Umständen seinen Aufwand einschränken
will. Sie ist ein Umstand von grosser
Wichtigkeit und eine von den schädlichsten
Folgen des Wollebens in handelnden Staa=
ten. Man könnte es für gleichgültig hal=
ten, wenn der Kaufmann in guten Zeiten
den größten Teil seines Gewinns durch

Wolleben verwendet. Allein wo ist der handelnde Staat, dessen Handlung gar keinen Revoluzionen ausgesezt wäre? In dem jezigen Sistem von Europa haben wenigstens die Abwechselungen von Krieg und Frieden eine unfehlbare Abwechselung in der Lebhaftigkeit der Handlung zu Folge. Wol dem Kaufmann, dessen Aufwand sich immer nach dem geringsten Verdienst richtet, den ihm seine Handlung in Friedenszeiten verschafft. Aber da, wo Sitten und Exempel das Wolleben begünstigen, und die Geseze demselben gar keine Einschränkung in den Weg legen, richtet sich der Aufwand nach dem größten Verdienst, den der Bürger zu der Zeit, wenn alle Umstände ihm zum Vorteil kommen, macht. Aendern sich nun die Zeiten, so ist wenig oder gar nichts auf schlechtere Zeiten übergespart, die Kräfte fehlen, welche der Kaufmann haben muß, um die ersten Revolu-

zionen in dem Preise der Waaren nach einem geendigten Kriege auszuhalten, einem im Kriege gewonnenen Zweig der Handlung für sich und für den Staat zu erhalten, und überhaupt auf demselben Fuße bei geminderten Verdienste fort zu handeln. Indessen darf es nicht gewagt werden, den Aufwand, auf den man sich eingelassen hat, einzuschränken. Andre, deren Meinung von unserm Wolstande sich bloß nach unserm Aufwande richtet, würden unsre anfangende Schwäche merken, und der Credit würde zu fehlen anfangen. Also muß alles so bleiben, wie es einmal angefangen war, und der Ruin unsrer Sachen, der durch eine zeitige Einschränkung und Rükkehr zur Sparsamkeit gewiß abgewandt worden wäre, erfolgt nun um so viel gewisser und geschwinder.

Moralische Gründe für die Einschränkung des Wollebens werde ich hier nicht

brauchen. Folgender ist mehr politisch, als moralisch; Reiche, schwerreiche Väter vieler Kinder sollten um dieserwillen den Aufwand nicht machen, den sie nach ihren Umständen ohne Tadel, und ohne Furcht, dadurch zu verarmen, machen könnten. Sie werden sonst diese verwöhnen, daß sie nachhero in eben das Wolleben verfallen, welches sie bei getheilten Kräften nicht ausführen können. Diese Anmerkung hört man so oft machen, wenn der Sohn eines reichen Vaters bei fortgeseztem Wolleben verarmt, daß ich, um nichts alltägliches darüber zu sagen, gerne nichts mehr hinzusezen mögte.

Allein folgende Bemerkung ist vielleicht nicht allerdings alltäglich. Ich bemerkte vor einigen Jahren in einer benachbarten grossen deutschen Handelsstadt eine schon hundert Jahr alte Zeichnung derselben.

Umher waren die Nahmen und Wapen aller damaligen Magistratspersonen gezeichnet. Indem ich diese übersahe, trat einer aus der Gesellschaft, ein Einwohner dieser Stadt, zu mir, übersah eben diese Nahmen, und machte nun die Anmerkung: Aus allen diesen Familien ist nun noch von zweien, die er mir auch bemerkte, der Nahme bei uns übrig. Von den mehresten waren ihm die Schiksale bekannt. Nur wenige waren ausgestorben. Fast alle waren durch Wolleben, durch Verschwendung und daraus erfolgte Banquerotte zu Grunde gegangen. Ist dieses nicht das Schiksal so mancher Familie in denen Städten, wo die Grundlage des Glükkes durch die Handlung gemacht wird. Wer wird mir leugnen, daß die gewöhnliche Geschichte von dem Aufkommen und dem Untergang der mehresten in denselben aufblühenden Familien diese sei: Ein Fremdling, oder

der Sohn eines Bürgers, den niemand kannte, handelte, war fleißig und sparsam, arbeitete und kannte kein Wolleben, erwarb und starb reich. Seine Söhne waren mit dem Wolleben schon bekannter. Sie heiratheten reicher, als der Vater taht, erhielten aber dennoch mit Mühe ihr Erbteil ungemindert. Die Enkel überliessen sich dem Wolleben ohne Zurükhaltung, verarmten und machten andre mit sich arm. Olim non erat sic, seze ich hinzu, nicht etwan in dem Tone eines verlebten Greises als ein

— — laudator temporis acti
Me puero.

Ich bin noch zu jung für die Vorurteile des Alters. Hier ist mein Beweis: Es sind nun volle zwei Jahrhunderte, als sich die Niederländischen Familien in die deutschen Städte zogen. Sie wurden bald

die Stüzen derer Staaten, in denen sie sich nieder liessen. Sie wurden zahlreich, und dennoch haben sich fast alle, die nicht ausgestorben sind, bis an unsre Zeiten erhalten. Aber sie brachten die Niederländische Frugalität mit sich, und ihre Söhne und Enkel verlernten sie in den Sitten des vorigen Jahrhundertes nicht so bald, als sie in den Sitten unsers Jahrhunderts der Sohn und der Enkel eines reichgestorbenen Erwerbers verlernt. Eltern, die ihr im Glük und Ueberflus lebt, laßt dieß euren Familienstolz sein, daß ihr in euren Kindern allen Geschmak des Wollebens unterdrükt, der ihren gewissen Untergang mit sich bringen wird, wenn sie einmal mit dem dritten oder einem noch geringern Teil derjenigen Güter, die ihr jezt vereint besizt, euch nachahmen wollen! Tuht ihr dieses nicht, schränkt ihr euch selbst nicht auf diejenige Lebensart ein, in welcher euch nachzuahmen ihnen möglich

bleiben wird, so seid gewiß, daß man euren Nahmen nach einem Jahrhundert nicht mehr nennen, und daß man kaum noch wissen wird, daß eure Familie existiret hat.

Ich komme zur zweiten Frage: **Ist es zuträglich, daß in einem durch Handlung blühenden Staat jedermann auf jede ihm selbst gefällige Art wollebe?**

Es sind wenige Staaten, die alle Arten des Luxus ohne Unterscheid erlaubten. Vater Montesquieu sagt: (B. 7. Cap. 2.) „In denen Republiken, in welchen sich die „Gleichheit der Bürger nicht ganz verloh„ren hat, machen der Geist der Handlung, „der Arbeit und der bürgerlichen Tugend, „daß ein jeder daselbst von dem Seinigen „leben will, und auch leben kann, folglich „nur wenig Luxus dort Statt hat.“

Indessen finde ich bisher noch mehr Geseze zur Einschränkung des Luxus in Monarchien, als in freien Staaten, die durch den Zwischenhandel blühen. Dieses scheint mir daher zu rühren, 1) weil man in diesen Staaten geglaubt hat, und noch glaubt, durch die Verbote des Luxus der Freiheit des Bürgers und der Handlung zu sehr zu schaden. Man hat gewissermaßen Recht darin. 2) Weil die Obrigkeit, wie Montesquieu dachte, ihren Bürgern trauete, und einen zu weit einreissenden Aufwand bei Leuten, die den Wehrt des Geldes täglich in ihren Geschäften erkennen müssen, für so gut als unmöglich hielt. So sollte es freilich sein, aber so ist es nicht. Nur zu viele Bürger eben in diesen Staaten scheinen allen Wehrt des Geldes vergessen zu haben, den es alsdann hat, wenn man es erspart und zusammen hält, sich Kräfte damit erwirbt, mit welchen man wichtige

Geschäfte mit Nachdruk betreiben, die Stösse des Glükkes, welche man nicht abwenden kann, aushalten, und das Glük auf mehr als einem Wege versuchen kann. Es scheint ihnen allererst alsdann einen Wehrt zu bekommen, wenn sie es vertuhn, eine Menge eingebildeter Bedürfnisse damit vergnügen, und sagen können: Mir ist keine Art des Wollebens zu kostbar, und es ist mir gleichgültig, ob mein Geld dafür in Osten oder in Westen gehe. Ueberhaupt glaube ich, daß der freie Bürger viel widerspenstiger gegen alle seinen Aufwand einschränkende Geseze sei, als der Untertahn einer Monarchie. In einer gewissen Republik sind vorlängst alle Juwelen verboten, und werden niemals in der Stadt gesehen. Ein fremdes Gebiet liegt in der Nähe. Dahin fährt die Frau eines reichen Bürgers, stekt ihre Juwelen bei jeder Spazierfahrt zu sich, und prunkt auf dem Dorfe einzele Stunden

damit. Jeder Bräutigam ist dort genöthig, eben so viel von diesem Geschmeide zu schenken, als an andern Orten, wo dessen Gebrauch ganz frei ist.

Fast alle Geseze, welche in Monarchien den Aufwand einschränken, haben nur den Gesichtspunkt, daß das Geld nicht aus dem Lande gehen soll, und in dieser Absicht werden nur diejenigen Arten des Aufwandes eingeschränkt, von welchen man glaubt, daß sie Geld aus dem Lande bringen, ohne anderes wieder herein zu schaffen. Wenn die glükseligen Zeiten kommen werden, in denen sich das menschliche Geschlecht, als eine grosse Familie, wie es wirklich ist, ansehen wird, welche, wenn gleich von hundert verschiedenen Herren beherrscht, in der größten Entfernung und in der größten Verschiedenheit der Regimentsverfassung, Sitten und Gebräuche ein gemeines In-

teresse hat, so wird dieser Grund zur Einschränkung des Luxus vieles von seiner Kraft verlieren, und dennoch Gründe genug übrig bleiben, wenigstens einigen Arten desselben Maaß und Ziel zu sezen, wenn man andern freien Lauf läßt, ja sogar Ermunterung dazu giebt.

Die wesentliche Absicht des Luxus, die wahrhaftig gute Seite desselben, daß dadurch mehreren Menschen, als denen, die den Akker pflügen, und sich das phisische-notwendige unmittelbar erwerben, ein Auskommen und Wolstand verschaft werde, giebt uns einen Gesichtspunkt an, aus welchem nicht etwa die Gesezgeber, nein, sondern jeder Bürger auf die rechten Einschränkungen seines Aufwandes und auf die rechte Auswahl in demselben geleitet werden kann. Er ist dieser: Derjenige Aufwand ist der zuträglichste, durch welchen den meisten

Menschen Verdienst und Mittel zu ihrem Auskommen verschafft werden. Derjenige ist weniger nüzlich, durch welchen einzelen wenigen ein unverdienter und überhäufter Lohn für wenige Arbeit zugewandt wird. Schädlich aber, höchst schädlich ist derjenige Aufwand, durch welchen meinem Nebenmenschen, noch mehr aber meinem Mitbürger, die Mittel zu seiner Subsistenz und Auskommen schwer gemacht, andre aber durch mein Exempel verleitet werden, sich mit einem Aufwande, dem sie nicht gewachsen sind, zu Grunde zu richten. Wenn der geldreiche Mann, der aufwenden will und aufwenden kann, bei allem seinem Aufwande so dächte, wie viele Arten des Luxus würde er sich nicht verbieten, und wie viele andre Arten würde er nicht freudig und ohne Vorwurf täglich ausführen? Eben dieser menschenfreundliche Gedanke würde ihn veranlassen, vorzüglich unter denen,

die mit ihm in einem Staate leben, seinen Ueberflus zu verwenden. Es würde ihm doch immer angenehmer sein, diejenigen zu kennen und um sich zu sehen, die seinem Aufwand ihr Auskommen, ja sogar ihren Wolstand zu danken haben, als sein Geld für sehr entbehrliche Kostbarkeiten einzelen wenigen Menschen, so zu reden, aufzudringen, die sein Auge nie gesehen hat, und niemals sehen wird. Er wird alsdenn nicht das Verbot seiner Obrigkeit oder seines Fürsten nöthig haben, um sich von einem albernen und seinem Mitbürger schädlichen Aufwande abhalten zu lassen. So denkt Eudämon, und von diesem Gedanken nimmt er alle Regeln in Ansehung seines Aufwandes her. Ich will aus seinem auf diese Regel gegründeten Betragen nur einige wenige mir bekannte Züge auszeichnen. Ich will seine Ausdrükke mit anführen, die ihm von Zeit zu Zeit dabei entfallen.

Denn der Gedanke, vielen Menschen und insonderheit seinen Mitbürgern durch seinen Aufwand wol zu tuhn, ist ihm so gegenwärtig, daß er nicht leicht Geld verwendet, ohne seine dabei gemachte Ueberlegungen in Worten zu erkennen zu geben. Eudämon hat einen Garten, der ihm sehr viel kostet. Er beschäftigt eine Menge Hände in demselben, weil ihm ohn Unterlaß ein neuer Gedanke zur Verschönerung desselben entsteht. Jezt macht er eine Anlage zu einer gemauerten Wand mit Nichen, in welcher er einige seltne Arten von Obst zur Reife oder zu einer bessern Vollkommenheit zu bringen hoft. Das wird mir theures Obst werden, sagte er neulich. Aber ich denke doch, daß mir die Leute alle Gutes gönnen, die nun schon Wochenlang ihr Brod durch die Anlage dazu verdienen, und dafür schikke ich kein Geld nach Piemont für Truffeln, vielweniger Geld an die Ostindi-

sche Compagnie für indianische Vogelnester. Er liebt eine schöne Kleidung. Vor einem Jahre sahe er ein Kleid mit einer sehr schönen französischen Stikkerei an einem seiner Bekannten. Er bekam Lust, ein ähnliches zu tragen. Sie müssen eilen, sagte derjenige, der es trug, denn es ist nur noch ein Kleid von dieser Art hier zu haben. Eudämon war schon entschlossen, es zu behandeln. Doch, sagte er, ich will vorher versuchen, ob ich nicht hier Leute auffinden kann, die auch dergleichen Arbeit machen können. Der Franzose bekömmt genug, wenn ich ihm das seidne Zeug bezahle. Er fand eine Familie auf, in welcher drei erwachsene Töchter sich und eine alte Mutter schon lange mit Handarbeit ernährt hatten. Nun aber hatten sie seit einigen Wochen kein Brod, weil niemand ihre Arbeit brauchte. Der Freund sollte nun eine Zeichnung von der Stikkerei für diese Mäd-

chen nehmen lassen. Allein dieser schob es unter allerlei Vorwand auf, und reisete zulezt mit seinem Kleide davon. Der schwache Mann sagte mir nachher, daß er es nicht hätte thun mögen, um nicht seinem Galanteriehändler den Handel zu verderben. Nun ließ Eudämon eine andre Zeichnung machen. Die Mädchen machen eine Probe darnach, die sehr gut ausfiel. Die Jahrszeit aber verlief über ihre Arbeit, und als das Kleid fertig war, mußte er es dem Winter durch liegen lassen. Dies verdrießt mich nicht, sagte Eudämon. Ich trage mein Kleid ein Jahr später, und dafür hat dieses Jahr durch eine arme Familie grossenteils aus meiner Hand gelebt. Die beste Folge war, daß diese Mädchen dadurch an mehrere Kunden geriethen, die ihnen Eudämon zuwieß, und nun nicht bloß ihr Auskommen haben, sondern sich einer Art des Wolstandes erfreuen können. Die jüngste von ihnen

wird nächstens einen Mann heirathen, der freilich für einen Teil seines Auskommens auf ihre Arbeit rechnet, aber auch nun gewiß darauf rechnen kann.

Eudämon läßt seine Kinder seit frühen Jahren ausser dem Hause erziehen. Wenn er sie zu sich kommen läßt, so werden ausdrüklich alle Kostbarkeiten in seinem Hause auf die Seite gebracht, und alle Spuren des Aufwandes vor ihnen verheelt. Ich will nicht, sagt er, daß meine Kinder in den Geschmak eines Wollebens kommen, welches sie mit der Hälfte meines jezigen Vermögens unmöglich werden ausführen können. (Eudämon hat nur zwei Söhne, und doch ist er so sorgfältig in diesem Punkt.) Er bezahlt an den Mann, dem er ihre Erziehung anvertrauet hat, sehr viel, so viel, daß er ein Geheimnis davon macht, um nicht andern den Preis zu ver-

derben. Sie gedeihen in dieser Erziehung vortreflich, und kennen noch kein Wolleben und keine Zerstreuung, die ihren Fleiß und Arbeitsamkeit unterdrükken könnte. Wenn Eudämon davon redet, so sezt er hinzu: Das Geld, welches ich jezt an meine Söhne verwende, halte ich für eine wahre Erspa= rung. Wenn ich sie künftig in die grosse Welt sende, werden sie mir dafür keine parties fines machen, und in Paris wer= den sie sich ohne eine Carosse de Remise zu behelfen wissen. Noch hält Eudämon keine Kutsche und Pferde. Es tuht mir wehe, sagt er, dem Miethkutscher seine Nahrung zu nehmen, der jezt jährlich auf eine Einnahme von 800 Mark von mir rechnen kan. Ich würde dafür einen müssi= gen Bedienten mehr unterhalten. Neulich bat ihn dieser Mann um eine Geldunter= stüzung, weil ihm zwei von seinen Pferden gefallen wären. Er gab sie ihm, und sagte

zu mir: Wenn ich dieß Geld auch niemals wieder bekomme, so werde ich es so ansehen, als wenn die Pferde in meinem Dienste gefallen wären, und ich es ohnehin jezt sollte ausgeben müssen. Ich habe es ohnedem längst dadurch erspart, daß ich selbst keine Equipage unterhalte, und habe weniger Sorge dafür gehabt. Sein Tisch und seine Bewirthung, wenn er Freunde bei sich sieht, ist sehr gut, und für jeden Tag so eingerichtet, daß er ohne Beschämung einen jeden Freund, der ihn auch unvermuhtet besucht, zu seiner Tafel nötigen kann. Er giebt gerne Geld aus, um das beste und nach der Jahrszeit das früheste für seinen Tisch anzuschaffen. Vieles giebt ihm sein Garten, wofür er denn seinen Gärtner jedesmal durch ein ansehnliches Trinkgeld belohnt. Für alles, was zur Reinlichkeit und Wolstand in der Bewirthung, zum Wolschmak und Erfrischung

etwas beiträgt, ist bei ihm gesorgt. Noch kürzlich hat er zwo Eisgruben, eine bei seinem Wohnhause in der Stadt, und eine zweite auf dem Garten anlegen lassen. Diese Anlage kostete ihm viel Geld, weil der Grund an beiden Orten Wasser zog. Eudämon dachte hier eben so, als bei der Obstwand mit Nichen. Aber noch ist kein Pfund Fleisch für seinen Tisch zu starken Brühen verkocht. Ich will nicht, sagt er, meinen ärmern Mitbürgern die notwendigen Lebensmittel theurer machen, und dafür mir und meinen Freunden Gicht und Krämpfe in die Glieder bringen. Er macht einen starken Aufwand in Porcelain-Geschirr und gesteht selbst, daß er es darin bis zu einer gewissen Tohrheit treibe. Aber, sagte er mir neulich, wissen sie auch, daß ich fast alles mein Silbergeschirr aus der Erbschaft meines Vaters habe einschmelzen lassen. Juwelen sind nicht mehr in

meinem Hause, als meine Frau und ich aus Nachgebung gegen das allgemeine Vorurteil tragen müssen. Denn ich denke, die Leute, welche vor den deutschen Porcelain-Ofen schwizen, gehen mich näher an, als der Nabab von Arcatte, und der Indianer, seinen Untertahn, der den schönen Stein durch einen Glüksfall findet. Ihrer arbeiten auch mehr, als jene, und sie sind fleißiger für das Geld, das ich ihnen gönne.

Ueberhaupt ist sein Aufwand so eingerichtet, daß alle seine minder vermögenden Umgangsfreunde, auf einem dem Anschein nach gleichen Fuß mit ihm umgehen können, ohne zu einer ihre Kräfte übersteigende Nachahmung verleitet zu werden. Wer eine ordentliche Haushaltung und ein gutes Speisezimmer in einem reinlichen Hause hat, wer ein oder zwei schmakhafte

Gerichte, wie sie die Jahreszeit giebt, und einen reinen ungefälschten Wein bezahlen kann, kann Jahre lang mit Eudämon umgehen, ohne die Vorzüge seines Reichtuhms zu empfinden, wenn gleich dieser ungleich mehr zum Vergnügen seiner Freunde verwendet. Es beleidigt ihn, wenn man dieß zu bemerken, und sich darnach richten zu wollen scheint. Es ist umsonst, mit ihm in der Bewirthung Reihe halten zu wollen. Er macht seine Freunde so irre darin, daß sie den Gedanken aufgeben müssen. Kommen ihm ihre Einladungen zu geschwinde, so hat er eine Entschuldigung für dasmal zur Hand, und ladet sie gleich darauf als zufällig so oft wieder ein, daß sie des Zählens müde werden müssen. Noch nie hat er eine Gesellschaft durch Karten, als Vorboten einer vorstehenden prächtigen Bewirthung, eingeladen. Aus eben diesen Gründen spielt man bei ihm sehr mäßig,

ungeachtet er gerne und so geschikt spielt, daß er nicht leicht verliert. Denn, sagt er, ich will nicht meine Freunde verführen, daß ihr Spiel in meiner Gesellschaft zu einer Ausgabe anwächst, die ihnen leid tuht. Aber ich will auch nicht, um die Börse desjenigen zu schonen, der weniger als ich hat, mir das Vergnügen benehmen, so geschikt zu spielen, als ich es gelernt habe.

Eudämon ist ein gütiger Herr gegen seine Bediente. Er giebt ihnen einen ansehnlichen Lohn, und beschenkt sie zuweilen ausserordentlich, wenn er recht zufrieden mit ihnen ist, um sie aufzumuntern. Dagegen aber ist ihnen alles Trinkgeld nehmen untersagt. Ich will nicht, sagt er, daß meine Freunde den Umgang mit mir meinen Bedienten bezahlen. Wenn einer unter ihnen sich hinlänglich verdient um ihn

gemacht hat, kann er auf seinen Beistand zu einem sichern Glük rechnen. Er sorgt selbst für eine gute Heirath desselben, und er hat viele Ehen auf diese Art gemacht, die ohne ihn noch lange hätten unterbleiben müssen. Wenn die Umstände es einigermaßer erlauben, behält er die Männer gern in seinem Dienst. Es ist schlimm genug, sagte er neulich, daß wir Herrn durch unsre Menge Bedienten so viele Ehen, die dem Staat nüzlich wären, stören. Aber wir müssen dieß nicht zu weit treiben, und dem Uebel abhelfen, sobald wir können.

Clinias ist eben so reich, als Eudämon, und verwendet vielleicht noch mehr, als er, aber nach ganz andern, oder vielmehr nach gar keinen Grundsäzen. Sein Haus ist prächtig ausgebauet und mit grossen Kosten ausgeschmükt. Er ist hier gebohren und erzogen, aber seit seinen Reisen, durch

welche er eine erstaunliche Summe in die Fremde geschleppt hat, gefällt ihm nichts, was einheimisch ist. In seinem Hause ist eine Folge von Zimmern mit französischen, eine zweite mit englischen Meublen besezt. Eine dritte steht noch fast ledig, weil er bei sich ansteht, welcher fremden Nazion er das Geld dafür zuwenden will. Selbst die festen Auszierungen seiner prächtigsten Zimmer sind aus Frankreich verschrieben. Er läßt mich beiläufig hören, wie viel ein jedes Stük gekostet habe. Seine Kutsche kostet ihm 4000 Livres in Paris, und eine zweite noch theurere ist für ihn unterwegens. Vor einigen Jahren wollte er auch eine Maitresse öffentlich halten. Nicht der Affekt der Liebe, der gewiß bei ihm schon lange sehr geschwächt ist, sondern der ausländische Geschmak lag bei ihm zur Ursache. Allein zum Glük, hat Madame zu viel Herrschaft über ihn. Sie erfuhr es bald und hinter-

trieb es. Sein Garten ist gros und ganz in dem steifen französischen Geschmak angelegt. Was ihm Frankreich zur Auszierung des Gartens sowol als des prächtigen Gartenhauses hat hergeben können, hat er alles daher genommen. Als er ihn anlegen wollte, sahe er sich eine von der Natur gar nicht begünstigte Gegend aus, (denn von der schönen Natur hat Clinias keine Empfindung,) und kaufte sie an. Vier arme Familien, welche dort ihr Gartenland hatten und davon lebten, mußten ohne Barmherzigkeit weichen. Morgen wird mich Clinias bewirthen, und ich erwarte, ihn in dem vollen Glanz seiner Pracht zu sehen. —

Er hat mich bewirthet, und ich habe alles gesehen. Die Zurüstung der Tafel war ausserordentlich kostbar, und alles fremd, was ihm nur der Ausländer hatte liefern

können. An seinem Silbergeschirr hatte keine deutsche Hand gearbeitet. Das Speisezimmer war eines aus der Reihe derer, die nur mit französischen Meubeln prangen. Auch die Gipsarbeit war von einem durchreisenden Franzosen gemacht. Ich fand sie kindisch schön, und mit flüchtiger Hand ausgearbeitet. Zwo aus Paris verschriebene Pasteten waren die Hauptgerichte. Alle Arten Gemüse und Früchte waren da, nur nicht diejenigen, welche die Jahrszeit mit sich brachte. Denn Clinias hatte das mehreste für diesen Tag aus fremden Treibhäusern verschrieben. Einer der Gäste raunte mir ins Ohr, daß der heutige Schmaus durch einen Wettstreit veranlaßt wäre, ob Clinias oder zween andre Gäste, die er mir bezeichnete, prächtiger bewirthen könnte. Ohne Zweifel fanden sich diese heute überwunden. Denn sie waren die ganze Mahlzeit durch, welche

fünf Stunden dauerte, sehr still und launisch. Die Verschwendung an sogenannten feinen Weinen war ausserordentlich. Die Mahlzeit aber war noch nicht geendigt, als ich an dem Taumeln der Lohnbedienten bemerkte, daß diese ihnen noch besser, als uns, geschmekt haben mogten. Zween von uns mußten dafür büßen, und giengen mit begossenen und in Grund verderbten Kleidern nach Hause. Mein Bedienter erzählte mir nachher, daß er mehr als zwanzig Pfund zu starken Brühen verkochtes Fleisch im Hofe den Hunden hätte vorwerfen gesehen, denen es aber nicht hatte schmekken wollen.

Clinias selbst erschien in einem prächtigen Kleide. Als ich mich in der Stille wunderte, daß es ihm so schlecht zu Leibe saß, erzählte er uns, daß er seit seiner Reise nach Paris sich alle Kleider dort ver-

fertigen lasse, und sezte hinzu, daß er heute zuerst das Vergnügen habe, seine Frau in einem ganz Parisischen Kleide zu sehen. Nun wandten sich jedermanns Augen auf dieses schöne Kleid. Die meinigen aber wurden noch mehr durch den reichen Juwelenschmuk angezogen, mit welchem Madame ganz behangen war. Ich bin nicht Kenner von diesem kostbaren Flitterwerk, aber hier war ich es genug, um zu bemerken, daß die Steine schlecht und Clinias damit betrogen war. Aber wir mußten auch bald hören, daß sie mit dem Kleide von Paris zurükgekommen wären, wohin er sie zur Umfassung geschikt hatte. Neben der Mutter zierte sich ihre zehnjährige Tochter mit einem Paar nicht verächtlicher Ohrengehänge, und drehete den Hals mit vieler Kunst, um ein kleines Halsstük von Brillanten recht zu Gesichte zu bringen. Kurz, alles zeugte von einer recht studirten

Bemühung des Clinias, sein Geld zum Vorteil des Ausländers zu verwenden.

Bei dem allen hat Clinias im Ganzen wenig Freude von seinem Aufwande. Der Stolz ist eine der albernsten Leidenschaften, weil er uns die besten Freuden des Lebens verderbt, auch wenn wir alles tuhn, um ihn zu vergnügen. Dies sehe ich täglich an Clinias. In seinem Umgange ist alles so ausstudirt, so pünktlich und so schwerfällig, daß er mit seinen Freunden, und seine Freunde mit ihm verlegen sind. Fast eine jede Gesellschaft ist ihm zu gemischt. Er ist auf alles arglistig aufmerksam, was um ihn vorgeht. Hat er sonst niemanden, bei dem er den seinigen ähnliche Gesinnungen vermuhten kann, so winkt er seiner Frau seinen hämischen Tadel zu. Da, wo man auf ihn achtet, fliehet vor seiner Gegenwart alle natürliche Geselligkeit und aller

leichte Scherz des Umganges. Da, wo man nicht auf ihn achtet, wird Clinias gewiß beleidigt, und wird hämisch.

Von seiner übrigen Lebensart ist mir bekannt, daß sie sehr eingeschränkt ist, und der Geiz allenthalben durchscheint. Einzele Tage in jedem Monat sind dazu bestimmt, seine Pracht und Aufwand seinen Freunden unter Augen zu bringen. An jedem andern Tage würde er verlegen sein, oder wenigstens würde ihn der Unterscheid in der Bewirthung zu sehr beschämen, wenn er auch nur einen einzelen Freund unerwartet bewirthen sollte. Niemand komme ihm, wenn er nicht durch eine Einladungs-Charte eine schriftliche Anfoderung auf seinen Tisch vier Wochen vorher bekommen hat. An die Erziehung seiner vier Kinder wendet er wenig. Beide Eltern glauben schon mit der Erziehung der beiden ältesten fertig zu

sein, seitdem sie es so weit gebracht haben, daß sie Französisch plaudern können. Indessen haben sie schon längst die lebhafte Ueberzeugung gewonnen, daß man nur durch Stolz und Aufwand glüklich und geehrt leben kann. Ihre Eltern tuhn alles, um sie darin zu bestärken. Selbst ihre alltägliche Kleidung zeigt allenthalben, wo sie erscheinen, den reichen Mann an, dessen Kinder zu sein sie die Ehre haben. Clinias hält viel müssige Bediente. Diese leben größtenteils auf Unkosten seiner Umgangsfreunde, von deren jedem er weiß, wie hoch das Trinkgeld sei, wodurch er seine Mahlzeiten bezahlt. Einer seiner Umgangsfreunde war gewohnt, dem ersten ihm vorkommenden Manns- oder Weibesbedienten ein einfaches wiewol ansehnliches Trinkgeld zu geben. Als er ihn wieder bei sich sahe, leitete er das Gespräch auf die englische Gewonheit, einem jeden Bedienten beson-

ders Trinkgeld zu geben, und erklärte es für sehr billig, daß man in deutschen feinen Häusern nur dem Lakei und der Kleinmagd etwas gebe. Was mich betrift, antwortete der Freund, so gebe ich den Herrn mit seinen Bedienten darüber zusammen, ob und wie diese die Gebühr, die ich für des Herrn Mahlzeit bezahle, teilen. Beim Weggehen zahlte er zween Dukaten dem ersten Bedienten, der Jagd auf ihn machte, und schikte die nachher einlaufenden Einladungs-Charten des Clinias ungenuzt zurük.

Indessen hat noch keiner seiner Bedienten des Clinias Beistand zu seinem künftigen Glük erfahren. Neulich gab er seinem Kutscher den Abschied, weil der gute Kerl Lust zu einer häuslichen Frau bekam, die ihn mit ernähren helfen sollte. Denn, sagte er, solche Leute nehmen nur Weiber

in der Hofnung, sie aus des Herrn Küche zu ernähren, und dieses tuht zu viel Schaden in der Haushaltung. Ein andrer seiner Bedienten wagte es, eine kleine Bedienung zu kaufen. Er rechnete auf seines Herrn Vorschuß oder wenigstens auf seine Bürgschaft. Beides schlug Clinias ihm ab. Der Kauf hätte nicht gehalten werden können, wenn nicht ein ehrlicher Jude, der in dem Hause umgieng, ins Mittel getreten wäre, und dem Bedienten auf ganz christliche Bedingungen aus der Sache geholfen hätte. Clinias wuste dieses, und war nicht nur gleichgültig dabei, sondern erzählte sogar selbst die Sache seinen Bekannten.

Hier stehen meine beiden Gemählde. Nun stelle ich mir meine Leser vor, wie sie die Originale zu beiden aufzufinden suchen. Die mehresten verfallen auf dem Clinias, und finden eine Menge Originale für dies

Gemählde. Der Eudämon aber macht ihnen mehr Mühe. Einigen unter ihnen gefallen, andre schelten auf die vielen Züge einer persönlichen Satire, die sie in meinem Clinias zu finden glauben. — Nein, meine Herren. Sie irren sich. Ich habe schon gesagt, daß ich kein Gemählde zum Dienst der Satire entwerfen wollte. Suchen Sie doch lieber die Eudämons auf, als die Clinias. Ihnen die Mühe zu ersparen, will ich ihnen sagen, daß ich der Eudämons viele kenne, den Clinias aber nach einem Original entworfen habe, das ich auf einer Reise weit von hier kennen lernte. Wenn Sie so viele Clinias auch unter uns zu kennen glauben, so wissen sie mehr, als ich weiß, und ich kann nichts dawider. Das aber weiß ich mit Ihnen, daß derjenige Staat sehr schlimm daran mit seinen Bürgern und seinem Verfalle nahe ist, der viele Clinias und wenig Eudämons hat. Und also ist

es nicht der Aufwand, (denn den macht Eudämon auch,) sondern die Art des Aufwandes, die dem Staat, von welchem beide Bürger sind, so schädlich wird. Mehr als dieses habe ich durch meine Gemählde nicht zeigen wollen.

Abhandlung der dritten Frage.

Sich dem Wolleben und dem Aufwande, den dasselbe erfodert, zu überlassen, sollte keinem Menschen in die Gedanken kommen, als der in solchen Umständen ist, daß er Wolleben kann, und gewiß davon ist, daß er durch sein ganzes Leben Wolleben könne. Dieß wäre zu einer allgemeinen Antwort auf die dritte Frage genug: ist es zuträglich, daß man in allen Umständen Wollebe und Aufwand mache? Wer jenen Gedanken zu seiner beständigen Regel macht, wird bei den täglich ihm vorkom-

menden Gelegenheiten zum Wolleben und zum Aufwande Umstände einsehen, die ihm sagen, daß es für ihn nicht die rechte Zeit sei, und daß er sich noch einzuschränken Ursache habe. Er wird, wenn er sich auch einzelne Vergnügungen überläßt, die ihn zu einem stärkern Aufwande veranlassen, als welchen seine tägliche Lebensart erfodert, keine Anlage für seine Lebensart im Ganzen machen, die seine Kräfte übersteigt, und von welcher er so leichte nicht zurük treten kann.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle die Vorfälle und Umstände hier anführen wollte, in denen wir uns einen grossen Aufwand billig untersagen sollten, wenn gleich unsre dermaligen Umstände uns denselben zu erlauben scheinen. Ich will mich auch hier nur auf einige einzele, aber desto wichtigere Bemerkungen einschränken.

Alle wichtige Schritte in dem bürgerlichen Leben, Beförderungen, Heirathen, Geburt unsrer Kinder, ja selbst der lezte Schritt aus diesem Leben sind mit notwendigen Kosten verbunden, welche demjenigen oft sehr schwer fallen, der von keinem Kummer, und von keiner Sorge wußte, so lange er ohne eine wichtige Veränderung seines Zustandes leben konnte. Schlimm genug für manchen ehrlichen Mann, wenn ihm diese Vorfälle entstehen, ohne daß es in seinem Vermögen bis dahin gestanden, dasjenige überzusparen, was zur Bestreitung des Notwendigen in solchen Umständen erfodert wird. Allein, wie reich an Erfindungen sind nicht die Menschen, sich eben diese Schritte durch Hinzusezung eines Aufwandes schwerer zu machen, der gar nicht in den Umständen gegründet ist! Ich rede nichts gegen den Aufwand, den ein jeder dieser Vorfälle an sich mit sich

bringt. Das Vorurteil aller Völker ist zu sehr dafür. Wenn alle Sittenlehrer sich dagegen vereinigten, so werden sie doch nicht den Menschen ausreden, daß eine Heiraht, die Geburt unsrer Kinder, ja selbst unser Begräbnis eine Feierlichkeit sei, und daß man sich diese Feierlichkeit etwas kosten lassen müsse. Selbst die Geseze sind unfähig, den Aufwand, welchen Vorurteil und Sitten hier einmal für notwendig erklärt haben, einzuschränken, und werden durch hunderterlei Auswege unkräftig gemacht. Ich erinnere mich, gehört zu haben, daß irgendwo die Obrigkeit, um den Aufwand in Speisen bei Hochzeiten einzuschränken, befahl, daß nichts als Braten bei Hochzeiten aufgetragen werden sollte. Die Folge war, daß man funfzig Braten statt eines auf die Hochzeit-Tafel brachte, und nicht der Aufwand, sondern nur die Art der Zurichtung sich änderte. Zudem

sind ja Hochzeiten und Kindtaufen schon längst eine Art des Gewerbes und ein Mittel der Circulation mehr geworden. Das, was der Koch, der Weinhändler und der Confektbekker sich bezahlen lassen, sendet den folgenden Tag der Hochzeitgast und der Pathe wieder ein, und sein Dienstbote nimmt einen Teil davon wieder im Trinkgeld nach Hause zurük.

Aber verwünscht sei der Aufwand, welchen der erfindungsreiche Luxus mit eben diesen Vorfällen zu verbinden gelernt hat, der keinen andern Zwek oder Nuzen hat, als eine Anlage zu einem künftig fordauernden Aufwande und zu einer Lebensart zu sein, welche man, nachdem sie einmal angefangen worden, nicht aufgeben kann, ohne eine schädliche Aufmerksamkeit zu erwekken, und eben deswegen bis zu seinem gänzlichen Ruin fortsezen muß.

Zwei Jahre bedachte sich Euklio, ob er seine Tochter an den Callias geben wollte. Callias war ein junger fleißiger Kaufmann, der sich auf die Kunst zu erwerben verstand, und schon ein beträchtliches erworben hatte. Noch kannte er keinen unnüzen Aufwand. Seine anfangende Haushaltung war ordentlich, er selbst war häuslich und lebte in dem stillen Umgange einiger ausgesuchten Freunde. Der Anschlag, den er auf des Euklio Tochter gefaßt hatte, veranlaßte ihn zum erstenmale in seinem Leben, zu einem Balle zu unterschreiben, wo er gewiß war, sie anzutreffen. In dem Laufe seiner Bewerbung mußte er dieß ofte tuhn. Denn Mademoiselle Euklio war sonst nirgends, als in den rauschenden Vergnügungen der Stadt, anzutreffen. Callias ward schon zerstreuet. In den lezten dieser beiden Jahre hatte er schon tausend Tahler weniger als sonst verdient, hatte aber den-

noch übrig. Nun ward es dem Euklio mehr Ernst um die Sache. Er taht als ein Vater, der recht gewiß von dem Wolstand seiner Tochter sein wollte. Callias mußte sich gefallen lassen, seine Handlungs-Bücher an einen sichern dritten Mann zu zeigen. Der Bericht desselben fiel notwendig gut aus, und nun ward die Sache bei dem Vater richtig.

Jezt aber zeigte sich eine neue Schwierigkeit. Mademoiselle Enklio hatte seit ihrem zehnten Jahre sich in den Kopf gesezt, keinen M a n n o h n e K u t s c h u n d P f e r d e zu heirahten. Euklio war nicht einig mit diesem Vorsaze, allein die Frau Mutter war es desto mehr, und weil jene auch des Vaters liebste Tochter war, so stimmte er endlich auch in diesen billigen Wunsch ein. Kurz, Callias bekam einem Korb, und der, welcher ihm denselben brachte, gab ihm die Ursache nicht undeutlich zu verstehen.

Callias stuzte, und war schon entschlossen, die Sache aufzugeben. Allein er war verliebt, er rechnete auf eine grosse Mitgift, und gieng mit seinen eignen Umständen zu Rahte. Kurz, er entschloß sich, diese Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen. Ein überflüssiger Livree-Bedienter, ein Vorbote der Kutsche und Pferde, ward zuerst angeschafft, und nun erneuerte er seine Anwerbung. Man fragte noch einmal unter der Hand nach Kutsche und Pferden, und als Callias versicherte, daß er sie anschaffen wollte, auch bewies, daß er die Kutsche schon bestellt hätte, erlangte er glüklich das Jawort.

Wer war froher, als Callias, zumal da er auf eine Mitgift von wenigstens 10000 Tahlern rechnete. Euklio ward für sehr reich gehalten; weil diese aber die erste Tochter war, die er ausstattete, so konnte

Callias bloß muhtmaßen, was er zu hoffen hätte.

Indessen erklärte Euklio bald, daß er als ein Vater mehrerer Kinder seiner Tochter nur 5000 Tahler mitgeben könne. Die Wahrheit der Sache war, daß Euklio nicht so reich war, als man glaubte, und daß es das höchste war, was er entbehren konnte, zumal da er selbst sehr hoch lebte. Callias stuzte, wagte es aber nicht mehr, auf eine bessere Capitulation zu dringen. Zudem war er, wie ich schon gesagt habe, wirklich verliebt. Eine grosse Aussteuer, alles Dinges acht und vierzig, war doch auch nicht zu verachten.

Alles gieng nun den gewönlichen Gang, den es gehen muß, wenn ein Mann, den man nicht gesucht hat, eines reichen Mannes Tochter heirahtet.

Callias glaubte, einige Freiheit in der Anschaffung und Auswahl der gewönlichen Geschenke zu behalten. Allein der Braut Frau Mutter schikte so viele Personen an ihn ab, die ihm sagen mußten, wie es der oder jener in der Familie gemacht hätte, daß er nicht ausweichen konnte, und alles so geben mußte, wie man es ihm durch die dritte Hand vorschrieb. Die Puppe, die Braut, war schon beinahe fertig. Goldene Uhr, Juwelen, (ein Colier mit darunter, versteht sich,) waren schon angeschafft, das theure Brautkleid abgeschnitten, die künftigen kleinen Schwäger und Schwiegerinnen waren schon prächtig beschenkt, auch sogar acht Brautstükke für Euklions Gesinde angeschafft, und Callias konnte nachrechnen, daß ihm 1000 Tahler von seiner Mitgift übrig bleiben würden. Er murrte nicht, denn die Liebe half ihm über alles hin. Nun aber gab er den Brautschmaus in sei-

nem Hause. Callias wohnte noch in seinem våterlichen Hause. Vor vierzig Jahren war es eines der besten in der Stadt gewesen. Er behalf sich auch noch mit dem Hausgeraht, der ihm aus seines Vaters Erbschaft zugefallen war. Wie viel Mängel entdekten sich da seiner scharfsichtigen Schwiegermutter! Man denke nur, Callias hatte auch nicht einen Mahagoni Spieltisch! Seine Spiegel hatten noch alle gläserne Einfassungen. Kein seidener Vorhang war in dem ganzen Hause zu sehen. Das Zimmer, worin die Hochzeit sein sollte, hatte eine alte goldlederne Tapete, und nicht einmal eine Flügelthüre. Der Ofen hatte kein Gold, und ein hölzerner bemahlter Schenktisch, den noch keine Meißnische Puppe zierte, stand ihm gegen über. Sie beschloß sogleich, in dem ganzen Hause aufzuräumen. Callias mußte ihr blindlings folgen. Alles ward zu denjenigen Preisen

angeschafft, welche die Verkäufer sezten, weil sie wußten, daß Callias es haben mußte, wollte er anders bald Hochzeit machen. Das Hochzeitzimmer und ein paar Nebenzimmer wurden in der Eile mit doppelten Kosten und vielem Betruge ausgebauet, weil alle Aufsicht fehlte, und die Anlage war so gemacht, daß Callias noch Jahr und Tag nachher zu bauen bekam.

Noch war die Hochzeit nicht gehalten, noch waren die Kutsche und Pferde nicht bezahlt, und Callias hatte schon 1000 Tahler über seine Mitgift ausgegeben.

Wie wird es dir gehen, Callias! wenn nicht Euklio und seine Frau beide wenigstens in zweien Jahren sterben, und dich zum lachenden Erben machen! Dazu war nun freilich Hofnung. Denn beide fühlten die Folgen ihres Wollebens in allen Gliedern. Allein die Sache fiel anders aus. Nach vier unzeitigen Wochenbetten

ward seine junge Frau hektisch, und endigte im vierten Jahre ihrer Ehe ihr eitles Leben. Callias hatte in den Ehepakten sich gefallen lassen müssen, im unbeerbten Fall die Hälfte der Mitgift und die ganze Aussteuer wieder heraus zu geben. Dieß ward buchstäblich nach Ablauf des Trauerjahrs erfüllt.

Euklio foderte seine 2500 Tahler und sein alles Dings acht und vierzig wieder. Callias gab es heraus, wäre aber ein verlohrner Mann gewesen, zumal da sein Credit nach diesem Umfall plözlich abnahm, wenn ihm nicht ein entfernter Freund so lange beigestanden hätte, bis er sein Haus mit allem Rüstzeuge des Wollebens, das er bei Gelegenheit seiner Heirahts hatte anschaffen müssen, wieder zu Gelde gemacht, und sich ungefähr in eben die Umstände wieder gesezt hatte, in welchen er drei Jahre vor seiner Verheirahtung gewesen

war. Jezt betreibt er seine Geschäfte wieder als ein Mann, wohnt eingezogen in einem ungeschmükten Hause, und ist fast entschlossen, entweder gar nicht oder doch nie wieder die Tochter eines reichen Mannes zu heirahten. Neulich zeigte er mir eine Rechnung von demjenigen vor, was ihm seine Tohrheit gekostet hatte, und erlaubte mir eine Abschrift davon zu nehmen.

Hier ist sie:

Für Geschenke, Juwelen Hochzeitkleider ꝛc. .	12000 Mark.
Ameublement . . .	4000 ; ;
Bau meines Hauses . .	4000 ; ;
Kutsche und Pferde anzuschaffen	2000 ; ;
In meiner Haushaltung mehr ausgegeben als verdient, 3 Jahr à 3000 Mark,	9000 ; ;
Begräbnis und Trauer .	3500 ; ;
	34500 Mark.

Dagegen ist zu berechnen:

Einbehaltner Brautschaz .	7500 Mark.
Für verkaufte Kutsche und Pferde	900 = =
Für verkaufte Juwelen 2c.	3000 = =
Für verkaufte Mobilien .	2100 = =
	13500 Mark.
Abgezogen von	34500 = =
Bleibt Verlust für diese 4 Jahre . . .	21000 Mark.

Sollten nicht viele meiner Mitbürger sein, die in eben solchen Rechnungen das Andenken der bereuungswürdigsten Tohrheit hätten, die aber sie nicht gerne vorzeigen werden?

Nicanor war der Sohn eines für reich gehaltenen Vaters, der aber seine eigne Umstände besser kannte, und nicht ruhete,

bis er ihn mit der Tochter des Chryses verlobte, welchen er für sehr reich, wenigstens für weit reicher, als sich, hielt. Beide betrogen sich einander. Indessen mußte die Rolle bis zu Ende ausgespielt werden. In den Versprechungen der beiderseitigen Mitgift giengen beide sehr hoch hinaus, und in dem Aufwande, den die Hochzeit sowol, als die Einrichtung für das junge Paar erfoderte, kannten beide keine Maße. Denn jeder fürchtete, sich zu verrahten, sobald er ein Wort vom Sparen redete. Die Hochzeit erfolgte, und als es zur Mitgift kam, hätten beide Väter gerne dieselbe einbehalten, und sie ihren Kindern verzinset. Nicanor stuzte, da er nun die Schwäche seines eignen Vaters sowol, als seines Schwiegervaters, merkte. Mit Mühe brachte er von beiden die Hälfte des Versprochenen heraus, und trieb nun Geschäfte, so gut er konnte. Noch hätte

er sich helfen können, wenn er seine Einrichtung seinen Umständen gemäß hätte machen können. Denn es fehlte ihm weder an Verstande, noch an Fleisse. Allein, in der Einrichtung, welche beide Väter für ihre Kinder gemacht hatten, war alle Anlage zum Wolleben so gemacht, die Verbindungen, in welchen sie sich befanden, hielten sie so feste an demselben, Nicanor und seine Frau waren jung und guter Tage gewont, kurz, alles trieb sie so sehr in das Wolleben hinein, daß Nicanor aller Umstände vergaß, die ihn zu der strengsten Einschränkung nötigten. Sein Vater starb bald, und in solchen Umständen, daß er dessen Erbschaft nicht antreten konnte. Sein eigner Credit nahm dadurch sehr ab. Allein noch konnte Nicanor sich nicht einschränken. Die Verwöhnung war schon zu gros, und er zeigte noch immer seiner Stadt den reichen wollebenden Mann bis zu dem Tage,

da er Bankerot machte. Jezt trat Chryses zu, um seinen Schwiegersohn zu retten. Aber wie? Nicanor mußte auf 30000 Tahler Obligazionen unterzeichnen, welche Chryses im Conkurse mit angab. Nun zog Nicanor so viel Procente von dieser erdichteten Schuld, als die Masse auswarf, und die ganze angebliche Mitgift seiner Frau. Durch seinen Bankerot verarmten fünf Familien. Aber Nicanor war mit diesem Gelde weiter gebracht, als bei dem Anfange seiner Heiraht. Allein die Gewonheit an seine vorige Lebensart wirkte noch immer so stark auf ihn, er lebte noch immer so gros, und hatte nun auch allen Fleis so sehr verlohren, daß er in etwa zehn Jahren aufs neue verarmte, nachdem Chryses schon gestorben war, und er auch dessen sehr klein ausgefallene Erbschaft mit verzehrt hatte.

Exempel dieser Art von dem unglüklichen Ausgange des albernen Aufwandes, der die Verheirahtung reicher, oder vermeint reicher Brautpaare begleitet, fallen täglich vor. Das ernsthafte Geschäfte, die Ausrüstung junger Leute zu ihrem künftigen Wolstande und Haushaltung, wird dabei zum Spielwerke, bei welchem man alle ernsthafte Zwekke des Lebens übersieht. Das junge Paar, bei welchem die Sinnlichkeit alle ernsthafte Aussichten zu dieser Zeit unterdrükt, sollte seinen Raht und Beistand von den weisern Eltern geniessen, und diese sollten für dasselbe in einem so kritischen Zeitpunkte sorgen, wenn es selbst für sich zu sorgen vergißt. Allein, diese denken selten an etwas anders, als an das Puppenspiel der nächsten ein oder zween Monate, und tragen alles bei, nicht nur dieses recht prächtig zu machen, sondern auch alles so einzurichten, als wenn das ganze künftige

Leben ihrer Kinder ein Puppenspiel bleiben und niemals ernsthaftere Zwekke in demselben erfüllt werden sollten.

Eltern, die ihr so denkt und so handelt, darf ich euch ohne Umschweif sagen, was ich denke, wenn ich euch in den Zurüstungen zu der Verheirahtung eurer Kinder begriffen sehe? Mich denkt, eine Familie zu sehen, in welcher Alten und Jungen die Köpfe in etwas verrükt sind. Wären eure Kinder Schmetterlinge, welche gleich nach ihrer Begattung wegsterben müssen, so mögtet ihr entschuldiget sein, wenn ihr nichts tuhn zu wollen scheint, als ihnen ihre lezten Tage angenehm zu machen, und sie durch eine Menge alberner, wenn gleich sehr kostbarer Freuden, zu betäuben. Aber ihr hofft, daß sie leben sollen. Ihr gebt wenigstens vor, daß ihr dieses wünscht, und daß ihr auch wünscht, sie glüklich und im Wolstande zu

sehen. Sind der Schmuk, mit welchem ihr sie behångt, sind der kostbare Hausraht, das Leinengeråhte, das sie in ihrem Leben nicht verbrauchen kånnen, die Zerstreuungen, in welchen ihr sie Monate lang erhaltet, und den Geschmak zum kůnftigen Wolleben recht sehr in ihnen befestigt, sind das die Wege und Mittel dazu? Was werdet ihr von euren Kindern alsdenn zu erwarten haben, wenn ernsthafte Gedanken bei ihnen aufwachen, wenn sie Bedůrfnisse fůhlen, welchen nicht mit einem Juwelenschmuk, nicht mit einem Anzug Brabanter Spizen, nicht mit einem englischen oder franzósischen Ameublement, nicht mit allem Růstzeuge des Wollebens, das ihr fůr sie angeschafft habt, abgeholfen werden kann, und wenn sie alle wichtigere Zwekke des Lebens durch den Mangel der Kråfte, die ihnen durch diesen Tand entzogen sind, vereitelt sehen? Wenn das eure Todtfeinde sind, (und wie

wollt ihr sie anders nennen,) die euren Tod mit Verlangen erwarten, weil ihr Wolstand davon abzuhängen scheint, und die ihn, wenn nicht Sitten, Religion und Geseze es wehrten, gewiß befördern würden: so seid gewiß, daß ihr keine ärgere Todtfeinde, als eure Kinder habt.

Dieß liest Brigitta, die bemittelte Mutter von drei erwachsenen Töchtern. Ei Possen! spricht sie, Staat muß getrieben seyn, wenn man seine Kinder ausstatten will. Ich selbst bin keine Bettelfrau, und gebe meine Töchter an keine Bettelleute, und der, welcher nicht das nötige daran zu wenden hat, wenn er sie heirahten will, mag sie ungeheirahtet lassen, wenn auch meine Töchter darüber sizen bleiben sollten. — Das lezte wird auch wahrscheinlich geschehen, Brigitta! Leander hat mir schon längst seine Neigung für die älteste

von Brigittens Töchtern eingestanden. Jedermann weiß, daß er ein sicheres Auskommen von 1000 Tahlern hat, und ein guter Haushälter ist. Er hatte sich jung mit einer unbemittelten Person verheirahtet, und hielt so Haus, daß er von seinen 1000 Tahlern noch übrig hatte. Jezt ist er Wittwer, und wünscht eine gute Hausfrau. Aber, sagte er mir neulich, ich weiß zum voraus, daß der Aufwand, welchen ich werde machen müssen, wenn mir Brigitte ihre Tochter giebt, nicht nur die ganze Mitgift wegnehmen, sondern mich auch in eine Lebensart sezen wird, bei welcher ich nicht auskommen, sondern bald einzehren werde. Es sieht sich also nach einer andern um, und überläßt Brigittens Tochter, die er im Grunde recht hoch schäzt, andern, die entweder weniger Ueberlegung brauchen, oder Brigittens Tod abzuwarten Lust haben. Stirb also nur bald Brigitta! sonst

werden deine Töchter entweder unglüklich, oder niemals verheirahtet worden.

Aber fehlt es denn ganz an Exempeln eines klügern Verhaltens in diesen Vorfällen? Keineswegs. Sophronius hatte seine Tochter an den Sohn des Chremes versprochen. Beide Väter waren im Stande, ihren Kindern entweder so viel Geld, oder einen solchen Anteil an ihren eignen einträglichen Geschäften zu geben, daß sie um ihre Versorgung gar nicht verlegen sein durften. Allein sie fanden, daß eine gewisse Manufaktur in ihrer Stadt ein einträgliches Gewerbe für ihre Kinder werden könnte. Beide entschlossen sich also, die ihnen zugedachte Mitgift dazu anzuwenden, um sie in den Stand zu sezen, daß sie dieses Gewerbe anfangen, und mit vollen Kräften betreiben könnten. Die Anstalten dazu nahmen Zeit und viel Geld weg.

Allein dieß Geld verteilte sich unter eine Menge zum Teil bedürftiger Hände auf eine für den Staat viel nüzlichere Art, als wenn einzele, für die verkauften Zurüstungen des künftigen Wollebens, dasselbe in grossen Summen gezogen hätten. Als alles fertig war, gieng die Hochzeit vor sich; allein, so stille und mit so wenigem Aufwande, daß die Stadt früher erfuhr, daß das junge Ehepaar in seinem Hause und neuen Gewerbe lebte, und nüzliche Geschäfte machte, als es von ihrer Hochzeit etwas gehört hatte.

Ich habe überhaupt die Anmerkung gemacht, und jedermann wird sie mit mir machen können, daß von allen Neigungen und Gewonheiten, in welche uns Zeit und Umstände hinein leiten, die Gewonheit, viel zu verwenden, eine der unheilbarsten sei. Wir befreien uns nicht eher davon, als wenn alle Mittel fehlen, uns das, was

unser Aufwand erfodert, zu verschaffen, und wir uns, durch die Not gezwungen, behelfen müssen. Bis dahin scheinen uns alle Bedürfnisse, an die wir uns einmal gewönt haben, gleich dringend, und wir glauben, uns in keiner derselben einschränken zu können. Können wir nicht das nötige dazu von unserm eignen nehmen, so werden wir auf Unkosten andrer dazu zu gelangen, und die Unruhe, die uns daraus entsteht, wenn wir anders rechtschaffen denken, durch die Hofnung besserer Zeiten niederzuschlagen suchen. Heirahten und Beförderungen sind immer ein Schritt, mit welchem eine Menge neuer Bedürfnisse anfangen, die wir bis dahin nicht kannten, und deren Belauf wir erst lange nachher erfahren. Der, welcher sie sich zu klein vorstellt, wird nachher zu spät inne, daß er sich betrogen habe. Hat er nun seine Anlage so gemacht, daß

er auf eine Menge eingebildeter Notwendigkeiten sich eingelassen hat: so drükken ihn nachher die wahren Bedürfnisse seines folgenden Lebens desto stärker, und der Verlust seiner Ruhe, seiner Ehre und seiner Güter werden sehr oft die Folge seiner Torheit. Glüklich ist derjenige, der sich bei Zeiten dafür hütet, und bei der Einrichtung, die er für seine künftige Lebensart macht, sich die notwendigen Bedürfnisse seines Lebens recht groß vorstellt, und alles entbehrliche so lange entbehrt, als er es entbehren kann. Sein Mitbürger wird doch Vorteil genug von seinem notwendigen Aufwande ziehen, und auch künftig von dem minder notwendigen bessern Vorteil haben, wenn er sich später, aber mit der Ueberzeugung, immer genug dazu zu haben, in denselben einläßt.

Wenig Ehen werden in solchen Umständen geschlossen, da man für die ganze Le-

benszeit wissen könnte, wie viel man zur Bestreitung seines künftigen Aufwandes erwerben, und keine so, daß man wüßte, wie viel man auf Lebenszeit dazu brauchen und wie hoch der bloß notwendige Aufwand steigen werde. Kein Vorfall in unserm Leben erfodert daher so viel Ueberlegung, als dieser. Es ist keine Kleinigkeit, sein Haus zu errichten, und derjenige, welcher entweder sein künftiges Erwerben zu groß und seine ersten notwendigen Bedürfnisse zu klein berechnet, oder alles so einrichtet, daß er für seine ganze Lebenszeit recht viel mehr, als andre Menschen, nötig hat, der baut sein Haus und seinen Wolstand gewiß auf einem bodenlosen Grunde. Er wird aber nicht nur sich, sondern dem ganzen Staate durch die Unordnungen schädlich, welche sein Verfall mit sich führt.

Erster Anhang.

Aus den Papireen eines ehrlichen Bankerotirers, zur Nachricht für menschlich denkende Gläubiger vor seinem Tode geschrieben.

Ich werde nun bald mein Leben endigen, das traurigste Leben für einen Mann, der, so viel an ihm war, alles getahn hat, um sich selbst Ruhe, Vergnügen und Ueberfluß in der Welt zu verschaffen, zugleich aber gegen jedermann nach der strengsten Pflicht zu handeln. Aber, ehe ich dieselbe verlasse, werfe ich einen Gedanken auf die Nachreden zurük, welche mein Andenken gewiß nach meinem Tode entehren und mich zu einem vorsezlichen Betrüger machen werden. Ich will also denen, die bei meinem Tode einen Verlust leiden, welchen sie vielleicht nicht

erwartet haben, die Ursachen entdekken, welche ihnen diesen Schaden zugezogen, mich aber zu dem elendesten Manne in den Jahren gemacht haben, welche billig die besten meines Lebens hätten sein sollen. Ich war jung, munter zu den Geschäften, welchen ich mich gewidmet hatte, erwarb täglich, hatte Credit, und sezte hundert geringere in Brod und Nahrung. Wenn der Lauf der Handlung die Hoffnung zu einem Gewinn anbot, so war keine Unternehmung zu groß für mich. Mein zwar noch schwaches Vermögen, noch mehr mein Credit, am allermeisten aber meine Fähigkeit, alles als Kaufmann zu überlegen, und meine Umschläge so zu machen, daß es mir niemals an dem nötigen zu rechter Zeit fehlte, halfen mir durch grosse Unternehmungen, welche älteren und mehr vermögenden Kaufleuten ihre Kräfte weit zu übersteigen schienen. Kurz ich war so glüklich, als es ein Mensch sein

kann, dem es nicht an Geschäften fehlt, und der den Vorteil seiner Geschäfte sieht. Wer wird es mir verdenken, daß ich in diesen Umständen zu heirahten, und mein Haus zu bauen suchte? Eine wahre Zuneigung, mehr, als Absichten auf Geld und Familie, lenkte meine Wahl auf ein Frauenzimmer, welche mir damals jedermann misgönnte. Anscheinender Ueberflus in dem Hause ihres Vaters, Familie, Gaben der Natur und der Erziehung, kurz, alles machte, daß man dies damals als ein Glük für mich ansahe, das weit über mein Verdienst wäre.

Man wunderte sich in der ganzen Stadt, wie Herr ***, mein Schwiegervater, seine Tochter so wegwerfen könnte. Er war auch nicht ohne Mühe dazu zu bringen. Acht Monate vergiengen, ehe ich das Jawort erlangte, welches mich so sehr zu be-

glükken schien. Ich hatte damals schon Jahre lang meine Haushaltung geführt, und jährlich zwischen 3 und 4000 Mark verwandt. Mein dabei in 8 Jahren erworbenes Vermögen waren 10000 Tahler. Ich hielt mich gewiß, daß die ansehnliche Mitgift des Vaters, wenn ich sie in meiner Handlung nüzen könnte, mir genug neue Ressourcen zu den vermehrten Ausgaben meiner Haushaltung im verehlichten Stande geben würden. Auf ein paar tausend Tahler zu den Kosten der Heiraht rechnete ich freilich. Allein diese bekümmerten mich noch nicht sehr. Aber wie bald ward ich auf andere Gedanken gebracht!

Der längst gewünschte Tag, da ich das Jawort erhalten sollte, kam heran. Ich war einfältig genug gewesen, einen Ring für 400 Mark Banco an mich zu kaufen, weil ich glaubte, daß an diesem feierlichen

Tage schon die Ringe gewechselt werden müßten. Ich zog meinen Ring hervor, um ihn meiner lieben Braut auf den Finger zu stekken. Nein, sagte mein Schwiegervater, das ist uns zu früh, wir haben noch nicht an ihren Ring gedacht. Dies wird erst morgen geschehen. An dem folgenden Tage präsentirte mir ein Juwelier in meiner Braut Gegenwart ein Kästgen voller Ringe, unter welchen ich nur nach dem wolfeilsten fragte, und mir diesen aussuchte. Nein, sagte meine Schwiegermutter, so schlecht sollen Sie sich nicht behelfen. Den dorten zu 1000 Mark, den hätten wir Ihnen zugedacht. Ich mogte mich wehren, wie ich wollte, so blieb der Ring für mich, und ward behandelt. Zu gleicher Zeit recommendirte der Juwelier seine Waare so sehr zur Auswahl für meine Braut, und diese bezeugte so viel Gefallen an einem schönen Brillanten, von dem mir schon beiläufig

gesagt war, daß er nur 900 Mark Banco kosten sollte, daß ich höchst unverständig gehandelt hätte, wenn ich ihn nicht sogleich hätte kaufen und meiner Braut auf den Finger stekken wollen. Aber ich war doch so tölpisch, daß ich dem Juwelier anbot, ob er nicht den ersten, den ich schon gekauft, für einen Teil des Preises an sich nehmen wollte. Dieser war gefällig genug dazu. Doch, fiel mein Schwiegervater ein, behalten Sie den nur immer dazu. Ein Frauenzimmer hat ja zwo Hände, und kann auch wol zween Ringe brauchen. Kaum war der Kauf geschlossen, so öfnete der Juwelier ein andres Kästchen mit Ohrengehängen. Alles schien abgeredet zu sein. Meine Braut, ihre Mutter und ihr Vater fielen alle zugleich über ein paar derselben her, lobten die Steine, die Façon, den Geschmak, und billigten den Preis, der nur 1200 Mark Banco war, so sehr, daß ich

bald sahe, daß mein Wort in diesem Kauf gar nicht gelten, oder wenigstens sehr übel angebracht sein würde. Der Handel ward also bald auf 1200 Mark Banco geschlossen. Ich gieng den folgenden Tag wieder zu meiner Braut, und freuete mich schon im voraus auf das gefällige Gesicht, womit man mich empfangen würde. Eitle Freude! Julchen schien misvergnügt zu sein, klagte über Kopfschmerzen, und die Unterredung ward bald auf die wenige Aufmerksamkeit gelenkt, deren ich einen Halsschmuk gewürdiget, welchen der gefällige Juwelier den Tag vorher neben seiner übrigen Waare so sehr gerühmt hatte. Ich kaufte diesen Schmuk für 3000 Mark, und die Kopfschmerzen verlohren sich zusehends.

Einige Tage darauf würde mir diese böse Unpäßlichkeit einen angenehmen Abend gewiß verdorben haben, wenn ich nicht durch

das Geschenk einer Agraffe für 500 Mark, wegen der niedlichen Façon, den Ausbruch derselben verhindert hätte. Alle diese Geschenke, wozu ich mich durch so mannigfaltige Kunstgriffe, um den Wolstand, den Gebrauch, oder wie man das Ding nennte, nicht zu beleidigen, mußte verführen lassen, waren viel zu kostbar, als daß ich es nunmehr hätte wagen können, meiner Braut eine für sie bereits gekaufte, und wenn gleich nicht kostbar, dennoch ganz artig gearbeitete Uhr anzubieten. Ich mußte eine mit Brillanten besezte erhandeln, die freilich mit einer sehr verbindlichen Danksagung angenommen wurde, welche meine Frau Schwiegermutter mit der Anmerkung begleitete: Schade, daß es so kahl läßt, wenn auf der andern Seite nichts ist. Ein Etui — ich kaufte, weil ich nach so mannigfaltig kostbaren Aufwande mich leicht auch zu dieser überflüssigen Ausgabe ent-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

schliessen konnte, ein goldnes von dem dienstfertigen Juwelier, der bei meinen jedesmaligen Besuchen, immer neue Waaren zu zeigen hatte, für 400 Mark, und hatte wenigstens die Zufriedenheit, mir versichern zu lassen, daß ich dieses und die Uhr mit 900 Mark sehr wolfeil bezahlt hätte. Nun fehlten noch die Spizen. Ein Geschenk, das mir 1200 Mark kostete, und solchergestalt war das Brautkleid für 800 Mark nicht zu kostbar gewählt.

Endlich mußte ich mich noch bequemen, an Geschenken für die Geschwister meiner Braut 1200 Mark und zu 14 Brautstükken, die teils in meinem, teils in dem Hause meiner Braut und ihrer Grosmutter an das Gesinde verteilt wurden, 600 Mark zu verwenden.

Bald darauf hatte ich das Vergnügen, meine Braut mit ihrer Familie in meiner

Bayerische Staatsbibliothek München

Wohnung zu bewirthen. Ich genoß diese Ehre noch zu zwei verschiedenen malen, und sie kam mir, so haushälterisch ich auch die Anstalten hierzu gemacht hatte, auf 1000 Mark zu stehen.

Nunmehro erschien der Tag, der mich mit meiner geliebten Braut vereinigen sollte. Die Unkosten der Hochzeit beliefen sich auf 2000 Mark, und die übrigen damit verbundenen Ausgaben auf 1000 Mark.

Ich hatte also seit dem Tage, an welchem ich das Jawort erhalten, bis zur Hochzeit, (mein Bräutigamskleid für 400 Mark mit gerechnet,) 14300 Mark Banco ausgegeben. Der Aufwand, zu dem ich während meines Brätigamsstandes war verleitet worden, hatte meine gewönliche Ausgaben in dieser kurzen Zeit um ein so ansehnliches vergrössert, daß es mich tau-

sendmal mehr bekümmert haben würde, wenn ich nicht hätte hoffen dürfen, daß der Brautschaz meiner nunmehrigen Frau dieses alles reichlich wieder gut machen würde.

In der Taht machte mein Schwiegervater in den ersten acht Tagen nach der Hochzeit zur Auszahlung Anstalt; da er aber selbst ein Kanfmann war, der das baare Geld in seiner eignen Handlung immer gut zu nuzen mußte, wurden mir nur 8000 Mark ausgezahlt, und die übrigen verzinset. Die Aussteuer meiner Frau konnte, zumal da vieles in dergleichen Fällen theurer, als sonst bezahlt wird, weil es sich nicht sonderlich schikt, bei solchen Gelegenheiten allzu stark zu dingen, (die kostbaren Geschenke für mich als Bräutigam mit eingerechnet,) immer auf 8000 Mark geschäzt werden. Ich erhielt in der Taht

eine Menge von Hausgeräht, und insonderheit viel Leinzeug. Alles war besonders gut, zum Teil prächtig ausgesucht, und sahe vollkommen einer Braut ähnlich, die aus dem Hause eines vermögenden Vaters auf die Art ausgestattet worden, welche nach der hier eingeführten Gewonheit zu einem unverbrüchlichen Geseze geworden.

Ich hatte schon längst gewünscht, ein eigenes Haus zu haben, und jezt veranlaßten mich weit mehr Bewegungsgründe, diesen Wunsch zu erfüllen, zumal da sich eine besonders vorteilhafte Gelegenheit dazu zeigte. Das Haus, welches ich also kaufte, gefiel meinen Schwieger-Eltern wegen der Lage und anderer Bequemlichkeiten ungemein, und würde, wie man bald übereinstimmte, durch Hülfe einiger unvermeidlicher Veränderungen, ganz vor-

treflich werden. Insonderheit liesse sich ein sehr gutes Zimmer anlegen, um wenigstens 30 Personen, die doch leicht ein Familienschmaus stark werden würde, sezen zu können. Der Bau dieses Zimmers kostete 2000 Mark, und die übrigen Baukosten beliefen sich ohngefähr auf 3000, und nachdem ich noch für etwa 3000 Mark an Hausgeräht angeschafft hatte, war freilich mein Haus so vollständig und gut eingerichtet, daß ich von dieser Seite vor neuen Auffoderungen zum Aufwande sicher war.

Da die Anzahl meiner Hochzeitgäste sehr zahlreich gewesen, so erhielt ich auch mancherlei Silberstükke zu Hochzeitsgeschenken, die mit denjenigen, die ich bereits hatte, einen ganz artigen Vorraht ausmachten, aber freilich nicht so gut zusammen paßten, als wenn eins nach dem andern wäre ausgewählt worden. Dieser Vorraht war

unterdessen immer ansehnlich genug, daß, wenn verschiedenes umgearbeitet, und einige noch fehlende Stükke angeschafft wurden, ein vollständiges Silberzeug herauskommen mußte. Es stimmte zwar mit meiner Denkungsart, als Kaufmann nicht überein, so viel an ein todtes Capital zu verwenden, und ich blieb einige Zeit unentschlossen, ob ich den Vorstellungen meiner Schwiegermutter, und selbst den Bitten meiner Frau, die ich in der Taht liebte, und der ich so gern alles zu Gefallen getahn hätte, hierin nachgeben sollte. Endlich geschahe es, daß ich mich, wie sie es selbst nannte, nach ihren Einfällen bequemte, und diese Gefälligkeit verleitete mich zu einer Ausgabe von 3000 Mark, der ich gewiß entübriget geblieben wäre, wenn es blos von mir abgehangen hätte, es zu sein.

Zu dieser Ausgabe kam in dem ersten Jahre unserer Ehe noch eine andere, indem meine Schwiegermutter starb, und dieser Todesfall verursachte mir wegen der Trauer 1500 Mark Unkosten. Kaum waren diese geschehen, als meine Frau zu ihrem ersten Wochenbette Anstalt machte, welches mir mit dem Umhangs-Schause 1400 Mark, und mit der Leiche eines todtgebohrnen Kindes noch 400 Mark kostete.

Die Trauer wegen meiner Frauen Großmutter, deren Tod in dem folgenden Jahre erfolgte, gab auch zu einer ausserordentlichen Ausgabe von 800 Mark Gelegenheit. Auf diese so betrübte, als kostbare Familien-Vorfälle, folgte einige Zeit darauf ein freudiger, da meine liebe Frau mich zum zweitenmal zum Vater machte.

Ich würde die 1000 Mark, welche die Unkosten dieses zweiten Wochenbetts betrugen, gleichgültiger hergegeben haben, wenn der Zustand meiner Sachen mich nicht schon seit einiger Zeit bei einer jeder neuen Ausgabe traurig gemacht hätte. Was soll ich Ihnen, meinen Kummer ganz zu sagen, anstehen? Ich war nun schon in die niederschlagende Notwendigkeit verwikkelt, immer mehr auszugeben, als ich verdienen konnte, und leider schon mehr, als einmal gezwungen worden, ansehnliche Vorteile zu verlieren, die mir nicht entgangen sein würden, wenn ich wegen des Geldmangels nicht oft meine Waaren zur Unzeit, und, wie es in dergleichen Vorfällen unvermeidlich ist, wolfeiler, als zu einer andern Zeit, hätte losschlagen müssen.

Es ist bekannt, wie unwidersprechlich gewiß ein Kaufmann auf diesem Wege sei:

nem Untergange zueilt. So war unterdessen die Lage meiner Sachen schon in dem vierten Jahre unserer Ehe beschaffen, worin meine Frau zum drittenmal niederkam.

Das folgende Jahr war an traurigen Vorfällen wieder sehr fruchtbar. Mein zweites Kind starb an den Blattern, und diese Leiche kostete mir 700 Mark; eine Ausgabe, die mir in meinen damaligen Umständen um so ungelegener kam, da das Wochenbette meiner Frau erst kurz vorher eine Ausgabe von 900 Mark veranlaßt hatte. Doch damit hörten die ausserordentlichen Ausgaben für dieses Jahr noch nicht auf. Mein Schwiegervater starb, die Unkosten der Trauer beliefen sich auf 1600 Mark, und das wenige, was ich aus dessen wider das Vermuhten seiner Mitbürger, schlecht ausfallendem Nachlasse erhielt, kam zu spät,

als daß ich dem Verfall meiner Sachen damit hätte aufhelfen können. Es schien nun einmal beschlossen zu sein, daß ich die Freuden der Ehe nur flüchtig und die traurigen Vorfälle ganz empfinden sollte. Von allen meinen drei Kindern war das lezte allein noch übrig. Die Vorsehung ließ es geschehen, daß mir auch dieser Trost geraubt wurde.

Ich will die kaum geschlossene Wunde durch die Erinnerung der Umstände, welche vor diesem Todesfall vorhergingen, nicht wieder aufreissen. Ach, es war nur allzu gewiß, daß dieses liebe Kind von seiner Amme verwahrloset worden! Der Schmerz meiner Frau, der sich in einen finstern Gram verwandelte, ihre wiederholte Klagen, alles dieses zeigte nur allzu deutlich, wie gegründet dieser Verdacht war. Die Unkosten der Leiche meines dritten Kindes

betrugen 500 Mark. Ich konnte den Zustand meiner Sachen vor meiner Frau nicht länger verbergen, so sorgfältig ich auch war, ihr diesen Kummer zu ersparen. Die Betrachtung eines unvermeidlichen Verfalls derselben, und der Unmöglichkeit, ein Mittel, diesem durch Fleis und Geschiklichkeit vorzubeugen, in meine Gewalt zu bekommen, liessen auf meinem Gesichte die Spuren der Niedergeschlagenheit, und in meinen Geschäften die Schläfrigkeit erblikken, die in den vorigen Jahren meines Lebens meinem Charakter so fremd waren. Auch meine Frau litt, da sie mich leiden sahe, und die Unmöglichkeit, ihre Leiden zu heben, liessen mich die meinigen doppelt fühlen. Ich war in der Taht ein beklagenswürdiger Mann. Doch bald flossen meine Trähnen, die ich bisher nur in der Stille vergossen hatte, häufiger.

Meine Frau — o wie sehr liebte ich sie, da die verschiedenen Todesfälle in unserer Familie sie von zahlreichen Gesellschaften immer mehr entfernt, und auf den Wehrt meines Herzens aufmerksamer zu werden gelehrt hatten! — Sie starb, und mit ihr der einzige Trost, den ich noch übrig hatte.

Der Schmerz, der meine Seele ganz durchdrungen, war zu stark, als daß ich vermögend gewesen wäre, wegen des Leichenbegängnisses die nötigen Verfügungen zu machen. Ich mußte die ganze Einrichtung desselben meinen geschäftigen Anverwandten überlassen, welche hierin blos ihren Familienstolz zu Rahte zogen, und auf das sorgfältigste vermieden, ja keine von denen Strafen auszulassen, welche der überflüssigen Pracht und dem unnötigen Aufwande in dergleichen Fällen zu steuren, weislich sind verordnet worden. Ich erschrak, als ich sahe, daß nach der gemachten Rechnung

die Unkosten des Leichenbegängnisses sich auf 2100, und die Unkosten der Trauer auf 1200 Mark beliefen. Doch diese Ausgabe war nicht die einzige. Der Tod meiner Frau zog bald eine weit wichtigere nach sich. Denn da keins von meinen Kindern mehr am Leben war, so mußte ich nach Ablauf des Trauerjahrs alles bis auf 8000 Mark herausgeben. Also hatte ich von meiner vermeint reichen Heiraht, um deren willen ich von so vielen war beneidet worden, wenn ich auch gleich 8000 Mark für mich behielt, nach einer Zeit von wenigen Jahren den Vorteil, 24400 Mark mehr, als sonst geschehen sein würde, ausgegeben zu haben, ohne den meine Kräfte übersteigenden Aufwand in der Haushaltung zu rechnen, in welche mich meine Verbindung mit einer Familie führte, in der ich nicht anders, als durch Wetteifer im Aufwande, bestehen konnte.

Der Tod meiner Frau sezte mich zwar gewissermaßen wieder in die Freiheit, nach meiner gewonten Art zu leben, und ohne viele Störung tähtig zu sein. Hievon hofte ich die Wiederherstellung meines Wolstandes mehr, als mich der Ausgang belehrt hat, daß ich hätte tuhn dürfen. Zwei Jahre habe ich in den ängstlichen Bemühungen zugebracht, den wenigen mir noch übrigen Credit zu erhalten, und ihn zu neuem Gewinn zu nüzen. Allein die in meinem Vermögen entstandene Lükke war zu groß, und mein ganzer Fleiß, der, mit meinem Kummer verbunden, meine Kräfte abgezehrt hat, und mich bald ins Grab legen wird, hat zu nichts gedient, als den Verlust zu verdoppeln, den meine Gläubiger schon hätten leiden müssen, wenn ich gleich nach dem Tode meiner Frau meine Insolvenz erklärt hätte.

Aber ich erwarte von diesen auch nach meinem Tode Verzeihung, und hinterlasse diese aufrichtige Erzählung der Ursachen meines Unglüks in der Hofnung, daß wenige sie lesen werden, ohne ein Exempel daran zu nehmen, wenn sie ihre Kinder ausstatten, und daß sie die Tollheit einsehen werden, die darin erscheint, wenn man einen guten ehrlichen Mann in Sohnes-Rechte eintreten läßt, zugleich aber so mit ihm umgeht, als wenn er nur dazu gerufen wäre, um eine gepuzte Puppe aus unsrer Tochter zu machen, und mit Vergessung aller ernsthaften Zwekke des Lebens uns in unserm Wolleben Gesellschaft zu leisten.

Zweiter Anhang.

Schreiben an die Herausgeber der Hamburgischen Addres-Comtoir-Nachrichten.

Die in Ihren Blättern vom vorigen Jahre eingerükten beiden Abhandlungen von den Tohrheiten eines albernen Aufwandes haben eine Wirkung gehabt, mit welcher Sie, und noch vielmehr die Verfasser dieser beiden Aufsäze, zufrieden sein werden. Wir sind zehn Mädchen, die in einem öftern Umgange und einer so engen Vertraulichkeit, als bei einer Zahl von zehn statt haben kann, schon lange leben. Wir sind alle Töchter guter Bürger in dieser Stadt, und können alle auf eine so grosse Mitgift von denselben rechnen, mit welcher ein ehrlicher Mann zufrieden sein kann. Zwei von uns

sind nach hiesiger Sprache abgestorbene Mädchen, aber diese sind darum nicht viel reicher, als wir übrigen. Die älteste von uns ist sieben und zwanzig, und ich die jüngste von allen, zähle schon zwanzig Jahre. Wir sind also alle in dem Alter, da wir verständige Ehefrauen und Mütter abgeben könnten, und wir alle haben (dieß werde ich ja ohne Uebelstand sagen dürfen) den besten Willen dazu. Keine ist unter uns, die nicht schon eine oder mehrere Aussichten zu einer guten Heiraht gehabt hätte. Vor funfzig Jahren möchte es geschwinder Ernst mit uns allen geworden sein. Wir erfahren aber alle, daß es in jezigen betrübten Zeiten, da, wie unsre Väter uns sagen, kein Mensch dem andern trauen kann, so gerne wir auch diesem oder jenem trauen möchten, mehr dabei zu bedenken giebt. Was wir nicht bedenken würden, das bedenken unsre Eltern für uns. Ich selbst

bin vor einigen Monaten genötigt worden, einem Manne, der meinen Beifall recht sehr hatte, einen Korb zu geben. Er hatte ein gewisses Einkommen von achthundert Tahlern meinem Vater dargetahn, und dabei sehr gute Aussichten fürs künftige. Aber mein Vater stellte mir vor, daß ich mit diesem Einkommen sehr knapp würde haushalten müssen, und daß folglich bald in das Capital gegriffen werden würde. Mein Liebhaber hatte schon erklärt, daß er lieber ein jährliches von meinem Vater, als ein Capital zum Brautschaze, annähme. Aber sagte mein Vater, der Mann braucht doch ein Capital zu seiner Hochzeit und Einrichtung. Unter 8000 Mark kann er nicht ausreichen, und wenn er die von seinem Capital nimmt, wie er notwendig tuhn muß, so habt ihr schon 100 Tahler Zinsen weniger. Ich hörte von diesen 8000 Mark reden, als von einer Sache,

die sich verstünde, und wovon sich nichts ersparen liesse, und opferte so bündigen Vorstellungen meine Neigung gerne auf. Eine andre aus unserm Zirkel war einem würdigen Mann schon zugesagt worden, der nach vielem in fremden Diensten bewiesenen Fleisse seine eigene Geschäfte anfieng. Als ein guter Haushalter hatte er in allen Dingen sehr klein angefangen. Dieß sahe sein künftiger Schwiegervater, und sagte nun zu seiner Tochter: Der Mensch hat entweder nichts, oder er ist geizig. Du sollst weder einen Hungerleider, noch einen Knikker haben. Ein Schwestermann, den sie hatte, und der sehr gros lebte, wußte so viel darein zu reden, wie schlecht es aussehen, was die Stadt und insonderheit die Familie dazu sagen würde, wenn man ein so gutes Mädchen so wegwürfe, daß die Sache durchaus zurük gehen mußte. Dieser Schwager

machte das Jahr darauf Bankerot, der verworfene Liebhaber ist dagegen ein behaltener Mann, ungeachtet er nachher ärmer geheirahtet hat. Es sind wenige von uns, denen nicht schon so etwas begegnet wäre. Als ihre Blätter neulich in unsern Zirkel kamen, (von ungefähr war dieses, denn Sie glauben leicht, daß Frauenzimmer keine Schiffs- und Handlungs-Nachrichten lesen,) fanden wir alle die Sächelchen so ziemlich schnurrig. Allein, wir fanden es auch alles sehr treffend, was in beiden Abhandlungen von den Hindernissen der Heirahten durch den albernen Aufwand gesagt ist. Unsre Ueberlegungen fiengen an. Die eine erzählte, wie es ihr mit ihren verunglükten Heirahtsvorschlägen ergangen wäre, die andre auch, und am Ende war keine, die nicht schon einen Freier, für den sie eingenommen war, durch solche Ueberlegungen, die doch

nicht das Wesentliche betreffen, verlohren hatte.

Auf eine Ueberlegung folgte die andre, und zulezt eine Vereinigung unter uns zehn Mädchens, den Anfang zu bessern Exempeln zu machen. Die älteste unter uns (es ist ja wol keine Bosheit, zu sagen, daß es sie am meisten interessirte) entwarf die Artikel, von welchen ich Ihnen hier die Abschrift mitteile.

Wir Unterschriebene vereinigen uns

1) Die Heirahtsanträge keines Mannes verächtlich zurük zu weisen, der in anständigen Geschäften lebt, und welcher die Vermuhtung vor sich hat, daß er ein ehrlicher Mann sei, und die Geschäfte, von welchen er sich nährt, wol verstehe.

2) Wenn wir diese Vermuhtung mit Grunde haben können, und die Person selbst uns nicht unangenehm ist, werden wir darauf dringen, daß er davon Beweise gebe.

3) Ehe wir unser Jawort geben, werden wir es zur Bedingung machen, daß unser Bräutigam uns vor der Hochzeit keine Geschenke an Juwelen und kostbarem Geschmeide mache, auch nicht einmal unter dem Vorwande, als hätte er sie schon vorher etwan durch Erbschaft bekommen; Sondern wir wollen vor den Trauschemel in einer solchen Kleidung und nicht mehr geschmükt geführt werden, als wir sonst in einer anständigen Gesellschaft zu erscheinen gewont sind. Ein neues nicht zu kostbares Brautkleid und ein Ring höchstens hundert Tahler wehrt, sollen alle Geschenke

sein, welche wir von ihm annehmen werden. Wir werden auch nicht zugeben, daß er sich mit Schenkung entbehrlicher Kostbarkeiten an unsre unverheirahtete Geschwister schwere Kosten mache.

4) Will er uns künftig in der Ehe dergleichen kostbaren Zierraht schenken, so werden wir nicht eher dergleichen von ihm annehmen, als bis er uns überzeugt hat, daß wir mit ihm wenigstens 100000 Mark reich sind, und er soll nicht mehr, als ein Procent von seinem Vermögen daran wenden dürfen.

5) Wir wollen nicht gestatten, vielweniger selbst veranlassen, daß in unsrer künftigen Haushaltung mehr Silberzeug angeschafft werde, als höchstens ein Procent unsers Vermögens wehrt

sein mag. Um auch nicht einen unglüklichen Anfang damit zu machen, wollen wir keinen Hochzeitschmaus geben, den unsre Freunde mit unnüzen Silbergeschenken bezahlen müssen, die ihnen lästig fallen, uns unsern Schmaus nicht völlig bezahlen, und nur künftig zu mehrerm Aufwande Anlas geben würden, wenn wir unser geschenktes Silbergeschirr complet machen wollen.

6) Wir wollen nicht an Kutsch und Pferde denken, so lange wir nicht überzeugt sind, daß unser Ehemann im Stande ist, 12000 Mark jährlich an die Haushaltung zu wenden, und noch dabei übrig hat.

NB. In Ansehung dieses vierten, fünften und sechsten Punkts werden wir noch weiter uns einschränken, wenn wir in der Folge mehr als zwei Erben zählen werden.

7) Wir wollen es bei unsern Eltern dahin zu bringen suchen, daß sie das zu unsrer Aussteuer bestimmte Geld nicht, wie gewönlich, zu einer Menge von überflüssigem Leinengerähte anwenden, sondern uns erlauben, daß wir dieses Geld vor und nach der Hochzeit zum allmähligen Ankauf desjenigen, was wir zur Einrichtung einer vernünftigen Haushaltung notwendig brauchen, mit guter Ueberlegung anwenden dürfen, damit unsre Männer nicht genötigt werden, auch dazu noch grosse Summen zu verwenden, sondern ihr Geld, das ihnen sonst ihre Einrichtung kosten würde, zu bessern Gebrauch beisammen behalten können.

8) Wir wollen das gesellschaftliche Leben nicht fliehen, aber uns beständig erinnern, daß mit einander umgehen und sich einander beschmausen zweierlei

Dinge sind. Wir wollen auch unsern Umgang so einrichten, daß unsre Männer gar nicht genötigt werden, daran mehr Teil zu nehmen, als ihnen ihre Geschäfte erlauben. Am wenigsten aber wollen wir sie zu gesezten Spielgesellschaften oder zu öftern Pikeniks verleiten.

9) Wenn wir Mütter werden sollten, wollen wir keine Säugammen halten, es wäre denn, daß unsre Männer uns durch das Zeugnis von zwei erfahrnen Aerzten überzeugten, daß unsre Gesundheit ein anders notwendig machte.

Sie, meine Herren, glauben nun wol, daß wir uns recht sehr zudrängen werden, unsre Personen solchen Männern, die einer rechtschaffenen Frau wehrt sind, bekannt zu machen. Dieß würde aber wol nie mit Anstand geschehen können. Wir sind

auch, keine von uns, so voreilig nicht. Wir werden uns vielmehr mit unsrer Verbindung so stille halten, daß uns niemand so leicht errahten soll.

Wenn aber über kurz oder lang ein ehrlicher Mann in Hamburg an eine Braut gerahten sollte, welche ihm diese neue Bedingungen vorlegt, so mag er freilich den Schlus machen, daß ihn die Vorsehung an eine gutdenkende Frau geführt habe. Er mag ihr alsdenn herzlich danken; er wird es sich aber einerlei sein lassen können, ob er eine Frau aus unsrer Zahl, oder eine Nachahmerin unsers Exempels, das wir hiedurch bekannt gemacht, angetroffen habe.

Ich bin

Ihre Dienerin

Celia.

Antwort an Celia.

Ein Zirkel von zehn klugen Jungfrauen, die sich alle vereinigen, vernünftige Frauen zu werden, und das Glük ihrer Männer zu machen, ist auch in einer grossen Stadt als etwas seltnes anzusehen; und es müßte deswegen nicht schwer fallen, die weise Celia mit ihren würdigen Gespielinnen zu errahten. Wir wollen es aber nicht tuhn, sondern wünschen vielmehr, daß bei allen Heirahten, die in Hamburg künftig zwischen bemittelten Personen geschlossen werden, der Bräutigam durch das vernünftige Betragen seiner Braut in den glüklichen Wahn gesezt werden möge, ihm sei eine von diesen auserlesenen zehn Schönen zu Teil geworden.

Dieß müßte, dünkt uns, etnem jeden Bräutigam gelingen, wenn er sich in einem

glüklich gewählten Augenblikke gegen seine Neuverlobte ernsthaft merken liesse, daß er glaube, eine Celia in ihr angetroffen zu haben, und daß er sich in diesem Gedanken glüklich schäze. Das schöne Geschlecht ist lenksam, und wir würden in seiner Stelle nicht fürchten, eine Unverschämte zu finden, die uns entgegen riefe: Nein, ich bin keine Celia, ich denke anders, und ich werde Ihre Liebe gegen mich bloß nach der Verschwendung abmessen, welche Sie bei Gelegenheit unserer Verheirahtung ausüben werden.

Aber, wenn der junge Bräutigam selbst ein Tohr ist, wenn er gleich in den ersten Tagen nach erhaltenem Jawort den stolzen Mann mit den schönen Steinen, den beredten Mann mit den schönen Stoffen, und den dienstgeflissenen Mann mit den feinen Spizen herführt, und alle diese

schönen Sächelchen selbst unter beständigen Küssen seiner Geliebten anpreiset, und sie zur Auswahl auffodert, dann wird die Versuchung zu hart für jedes weibliche Herz, das auch sonst gerne vernünftig dächte. O, Celia, Celia! selbst für dich würde die Probe zu schwer sein. Du würdest alle deine neun Bedingungen aufgeben, und wenn dein Verlobter morgen von Kutsche und Pferden spräche, ohne 12000 Schillinge im Jahre gewiß zu haben, so sagtest du vielleicht auch dazu: Ja!

Dritter Anhang.

Schreiben eines Hagestolzen über das Trinkgeld.

Ich bin ein Junggesell von sechzig Jahren, und habe meine Tage bisher vergnügt und ruhig genug zugebracht. Meine Glüksumstände, ein bischen Gleichgültigkeit gegen die Absichten des bürgerlichen Lebens, viel Sorge für meine Bequemlichkeit und dergleichen Gründe mehr haben mich vom Heirahten abgehalten. Ich habe also auch keine Haushaltung, sondern suche meine Mahlzeit an öffentlichen Tischen für baare Bezahlung, weit öfter aber an den Tischen meiner Freunde, bei denen ich weiß, daß ich willkommen bin. Um ihren Bedienten willkommen zu seyn, gebe ich das ge-

wönliche Trinkgeld bei jeder Mahlzeit gerne und willig aus. Freilich könnte es mir nicht gleichgültig sein, wenn das Trinkgeld abgeschafft würde. Ich würde alsdenn meine Ausgaben viel weniger zu überlegen nötig, ich würde Ueberflus statt eines genauen Auskommens haben, wenn ich die vielen Mahlzeiten, die ich bei meinen Umgangsfreunden verzehre, so ganz umsonst hätte, und doch noch immer hoffen könnte, eben so willkommen, und von ihren Bedienten eben so gerne gesehen und eben so willig aufgewartet zu sein, als ich es jezt bin. Aber ein Mann, wie ich, kann dieß nicht verlangen. Es müßte doch bei Abschaffung des Trinkgeldes endlich dahin kommen, daß ein jeder seine Bediente höher bezahlte. Alsdenn würde unter Herrschaften, die viel Gesinde halten, das, was ein jeder zur Unterhaltung von des andern Gesinde jezt durch Trinkgeld bei-

trägt, sich in der Zulage zu deren Lohn ungefähr aufheben. Aber dabei stünde ich gar zu gut, und meine Freunde, denen ich nie zu essen gebe, bezahlten ihre Bediente für die Dienste mit, die sie mir leisten; ich aber trüge nun gar nichts von den gemeinen Kosten unsers Umgangs. Ich wäre also gerne zufrieden, wenn nur alles bei dem Alten geblieben wäre, und ich bei allen Tafeln, die ich täglich besuche, gewiß bliebe, mit demjenigen auszukommen, was ich sonst an öffentlichen Tischen für eben diese Mahlzeit bezahle.

Allein seit etwan zehn Jahren ist eine Gewonheit aufgekommen, die schon jezt den vieljährigen Entwurf meiner Lebensart sehr verrükt, und wenn sie weiter geht, wird sie einen Mann, der ganz für den freundschaftlichen Umgang zu leben gewont ist, höchst misvergnügt auf seine alten Tage machen. Dies ist das doppelte Trinkgeld, das man

fast bei allen Schmäusen vornehmer Leute, oder solcher, die sich vornehm dünken, geben muß. Ehemals durfte ich in jedem Hause, wo ich eine Mahlzeit genossen hatte, nur auf ein einzeles Trinkgeld rechnen, das ich dem ersten Manns- oder Frauensbedienten, der mir beim Weggehen in den Weg kam, in die Hand stekte, seinen freundlichen Dank empfieng, und sicher war, ein freundliches Gesicht wieder zu finden, wenn ich wieder kam. Allein nun ist es so nicht mehr. In Häusern, wo ein Mannsbedienter ist, stellt sich dieser an die Thüre, und sieht mir nach den Händen, wenn ich mich schon mit der Kleinmagd oder Näherin abgefunden habe, oder ist jener vorher abgefunden, so habe ich noch immer mit der Kleinmagd Richtigkeit zu machen. Die erste Erfahrung, die mich davon gewiß gemacht hat, war nicht angenehm für mich. Denn der Zorn von jedem Frauenzimmer, selbst der Zorn einer

Kleinmagd, hat für einen alten Verehrer des Frauenzimmers, wie mich, viel unangenehmes. Ich gieng in dem Hause eines vieljährigen Bekannten en famille um, bezahlte aber doch jedesmal mein Trinkgeld nach dem kleinen Maaßstabe einer Mahlzeit, die en famille bei einer Schüssel verzehrt wird. Mein Trinkgeld fiel immer dem oder derjenigen zu, die mir zuerst bei dem Weggehen in den Wurf kam. Nun mogte dies kleine Glük einigemal nach einander dem Lakai zugefallen sein, als ich einmal des Morgens meinem Freund einer Angelegenheit wegen aufwartete. Was is de Herr, vör een? fragte die Kleinmagd, die ich diesmal auf der Diehle antraf. Kennt sie mich nicht, antwortete ich. Ich bin :::: Ik will et dem Herrn seggen, sagte sie, ob he em spreken kann; gieng damit die Treppe hinauf, und ließ mich auf der Diehle stehen. Ungewiß von den

Ursachen dieses Nicht-Kennens, oder des dahinter verstekten Zorns, aß ich nach einigen Tagen bei eben diesem Freunde wieder. Unsre Mahlzeit war, (ich weiß es noch ganz wol) eine Karpe und ein Ragout von übernbliebenem Kalbsbraten. Bei dem Weggehen nahmen Magd und Diener ihren Posten auf eine so entscheidende Art ein, daß ich schon Unraht merkte. Mein Mitgast aber, (er war der Bruder der Frau vom Hause, und wußte des Hauses Weise besser) teilte seine Gaben zur rechten und zur linken aus. Nun sahe ich, wie ich daran wäre. Ein Trinkgeld war ich schon loß, zog aber nun aus meinem Beutel nicht ohne Mühe, weil ich sehr kurzsichtig bin, ein zweites Stük Geld zur Vergnügung des andern Teils hervor. Des folgenden Tages fehlte mir ein schöner Doppeldukaten, den ich beim Aufstehen vom Spiel unters Silbergeld gestekt hatte. Noch einmal kam ich wieder in

eben dieses Haus in der Hofnung, der oder die Bediente würde meinen Irrtuhm mir selbst anzeigen, und hatte auf diesen Fall ein doppelt Markstük zur Ersezung bereit. Allein meine Hofnung war umsonst. Seit dieser Zeit hat mich dieser Freund vergebens gebeten, sein Haus wieder zu sehen.

Nach der Zeit ist es mit dieser bösen Sitte immer weiter gegangen. Der Grund davon ist, wie ich nach und nach erfahren habe, dieser, daß in solchen Häusern der Mannsbediente nicht mit den Frauensbedienten teilt. Aber warum teilt er denn nun nicht mehr, da er sonst mit ihnen geteilt hat? Bekömmt er nicht ohnedem mehr Lohn, als diese, seine Kleidung in den Kauf, und hat er nicht in vielen Häusern noch seine besondre Einnahme? Der Herr von Hause ist ja Meister davon, dieß zu befehlen; wenn er nicht seinen Bedienten ausdrüklich auf Unkosten seiner Freunde begün=

stigen will. Daß er Meister davon sei, muß ich deswegen annehmen, weil ich noch in vielen Häusern umgehe, wo sich kein Mannsbedienter mehr zudrängt, wenn er sieht, daß ich die Kleinmagd abgefunden habe. War es nicht Mühe genug für den Gast, wenn er sonst bei dem Weggehen erst in der Tasche nach einem Stük Trinkgelde suchen mußte. Warum soll er nun nach zweien Stükken fingern? denn das läßt doch auch nicht gut, wenn man es so offenbar dem Herrn unter der Nase hervorsucht. Warum soll er zwischen den Abschieds-Complimenten, sich mit dem doppelten Gelde halten, ehe er zum Ausspenden seiner Wohlthaten kömmt. Dabei soll man denn noch der Frau vom Hause die Hand küssen, den Wirth und andern Biedermännern die Hand zum Abschiede drükken, denn noch eine Dame in den Wagen führen; alles mit dem vielen Gelde in der Hand. Oder stekt mans vor-

her in die Tasche, so muß man denn auf der Diehle aufs neue darnach fingern, und teilt alsdenn die doppelte Gebühr oft ganz anders aus, als man vorher sie eingeteilt hatte.

Oder liegt es etwan daran, daß dieser oder jener meint, sein feinerer Schmauß, seine vornehme Gesellschaft sei für denjenigen, dem er die Ehre tuht, ihn dazu zu ziehen, mehr, als ein einfaches Trinkgeld wehrt?

Wenn das ist, so danke ich für die Ehre, die man mir so hoch anrechnet. Ich danke aus dem Grunde dafür, weil ich es in die Länge nicht ausführen kann. In der Taht habe ich schon seit zehn Jahren mich aus manchen Hause zurükgezogen, wo es mir in diesem Punkt zu fein ward. Insonderheit habe ich fast allen Garten-Schmausen entsagen müssen, die mir doch sonst manchen vergnügten Tag machten. Mein Aus-

kommen reichte sonst eben zu, die Kutsche, den Gärtner, die Kleinmagd abzulohnen. Seitdem aber der Bediente mir den Wagen bei dem Wegfahren mit einer vielbegehrenden Miene aufmacht, geht mir das Ding zu hoch für eine Gartenlust. Ich kann also nur noch da erscheinen, wo man mich allenfalls auf ein Paar Tage bittet, da ich es denn so einrichte, daß das, was es mir in der Stadt für so viel Zeit gekostet haben würde, darauf geht. Aber wenn man mich nur bittet, um Mittag zu kommen, mit dem Hut unterm Arm en Parade zu stehen, denn lange am Tische zu sizen, denn wieder die Passage zu sehen, bis ich davon fahre, so ist mir dieses nicht die vier Mark wehrt, die es mir doch jedesmal kostet.

Wird das Ding noch ärger, und nehmen noch einige von meinen, mit Lakaien begabten Bekannten, diese feine Gewonheit an,

so ist es vorbei mit den Freuden meines Lebens. Ich werde noch auf meine alten Tage ein Einsiedler werden. Oder ich werde tuhn müssen, was ich ungerne tuhe, das heißt eine Frau nehmen, um nicht ganz verlassen zu sein! Ich werde aber keine andre, als eine reiche Wittwe nehmen, die selbst Lust zu schmausen, und Geld genug dazu hat. Denn soll es aber auf meiner Diehle recht vornehm und fein, superfein zugehen. Nicht zween, sondern vier Bediente will ich dahin stellen, und diese sollen meinen Gästen die Bezahlung für das, was sie bei mir genossen, schon abzupressen wissen. Der erste, den ich denn bitte, soll der Freund sein, in dessen Hause ich für eine Karpe und ein Ragout von Kalbsbraten, den Doppeldukaten los geworden bin.

Ich bin ꝛc.

J. B. S.

2) Ueber die verfallene Haushaltung der meisten Gelehrten unserer Zeit, nebst einem Anhange. 1776.

Ich habe in jener Abhandlung, von dem Wolleben des handelnden Bürgers, denjenigen ein Wort eingeredet, die den Luxus so unbestimmt anpreisen, und die Schädlichkeit desselben gezeigt, wenn sich der Brodtgewinnende Teil der bürgerlichen Gesellschaft auf denselben unüberlegt einläßt. Wer soll demnach Aufwand machen, wenn es jenem abzurahten ist? Ohne Zweifel derjenige Teil der bürgerlichen

Gesellschaft, den man mit der wolgetroffenen Benennung der Kostgänger des Staats belegt: der Adel, der Kriegsmann, und der in civil- und geistlichen Bedienungen lebende Gelehrte. Wenn dieser zu sehr spart, und das Geld bei sich anhäuft, das der Landmann und der Bürger im Schweis des Angesichts verdiente, und teils dem Edelmann, dem Arzt, dem Rechtsgelehrten und dem Pfarrer unmittelbar, teils dem Fürsten zahlte, um davon die Unkosten seiner Staats-Haushaltung zu bestreiten und den ihm nötigen Civil- und Militair-Etat zu erhalten: so stokt der Umlauf des Geldes gewiß, und der arbeitende Teil der bürgerlichen Gesellschaft giebt fortdaurend aus, ohne fortdaurend und gleichförmig wieder einzunehmen. Dieß alles lasse ich als wichtige Wahrheiten gelten, wenn ich gleich jezt dem gelehrten Stande einige Erinnerung über den ihm gewönlichen und

jezt immer mehr steigenden Aufwand zu geben vorhabe.

Vor allen Dingen muß ich bemerken, ohne jedoch hier einen weitläuftigen Beweis davon zu führen, daß Aufwand mit Schuldenmachen so wenig, als ein Mittel zum Umlauf des Geldes anzusehen sei, daß er vielmehr denselben äusserst stöhrt. Diejenigen, die den Luxus so unbestimmt anpreisen, vergessen gewönlich diese Erinnerung, ihren Ermahnungen zum Aufwande anzuhängen. Sie kann aber als mit einverstanden angesehen werden, wenn man die Gründe, aus welchen der Luxus angerahten wird, auf die richtigen Begriffe von dem Umlaufe des Geldes zurükbringt. Denn wozu anders soll das Geld umlaufen, als zur wirklichen Belohnung der uns von andern Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft geleisteten Dienste und zur wirklichen Bezahlung der von ihnen gereichten

Bedürfnisse, wodurch diese wieder in den Stand gesezt werden, fremde Dienste und Arbeit zu nüzen, und den, der diese ihnen leistet, dafür zu nähren oder zu dessen Auskommen so beizutragen, wie andere zu ihrem Auskommen beigetragen haben. Wer aber Bedürfnisse von einem andern nimmt, oder eines andern Dienste nüzt, ohne sie zu bezahlen, macht ihn durch seinen scheinbaren Aufwand eben so wenig fähig, einem andern für Dienste und Arbeit Brodt zu geben, als dieses sich von einer Corporalschaft Dragoner rühmen liesse, wenn sie auf Exekution bey ihm zehrt.

Sollte ich zu viel sagen, wenn ich behaupte, daß die gewönliche Lebensart der Gelehrten sie mehr, als jeden andern Stand zum Schuldenmachen verleite, und der scheinbare Aufwand, den sie machen, dem Umlauf des Geldes mehr schädlich, als nüzlich sei? Ich will denen, die meine Behauptungen

für übereilt ansehen möchten, Gründe anführen, welche dieselbe teils bestätigen, teils meine Meinung deutlicher erklären werden.

Ich rede hauptsächlich von solchen, die nicht als blosse Namensgelehrte studiren, um mit einer gewissen Würde das Erbteil ihrer Väter, oder das Heirahtsgut ihrer Frauen zu verzehren, sondern von solchen, die, in Hoffnung aufs künftige Broderwerben, sich den Wissenschaften widmen, bis sie dasselbe durch Geschäfte, die sich nur für Gelehrte schikken, mit freiem Verdienst, oder in Civil- und geistlichen Bedienungen geniessen. Nun ist es unstreitig

I. daß die Belohnungen derer Dienste, welche der Gelehrte, es sei in Bedienungen oder in zufälligen Geschäften, der bürgerlichen Gesellschaft leistet, in ältern Zeiten so zu Gelde angesezt sind, daß sie freilich nach der damaligen Lebensart und den Preisen

der Dinge ihren Unterhalt dadurch erwekken konnten. Da sich beide so sehr jezt geändert haben: so sind doch die festgesezten Bezahlungen des Gelehrten fast allenthalben unverändert geblieben. Bloß dadurch wird dem Gelehrten sein Auskommen schwerer, als sonst, und die Nachfolger derer Civilbedienten und Pfarrer, die im vorigen Jahrhunderte geldreich starben, klagen nicht ohne Grund, daß sie auch bei einer guten Haushaltung Mühe haben auszukommen.

II. Ehemals machten die Gelehrten einen durch Lebensart und Sitten sich merklich unterscheidenden Teil der bürgerlichen Gesellschaft aus, und lebten größtenteils nach ihrer eignen Weise, ausser einer genauen Verbindung mit ihren ungelehrten Mitbürgern. Sie hatten ihre Studierstube lieber, als ein Paradies. Hier liessen sie nur durch Schubfenster mit sich sprechen. Hier ließ

sich ein Vieta, wenn er in einer algebraischen Entzükkung saß, mehrere Tage durch, wie Thuanus von ihm erzählt, das Essen hinschieben und wieder wegziehen, ohne sich nach dem Menschen, der es taht, umzusehen. Und dieser Mann lebte in Paris, dem Hofe nicht unbekannt, zu mancherlei Geschäften gebraucht, und folglich im genauen Bande mit der grossen Welt. Ein Guilielm Budäus konnte es seiner Frau Lebenslang nicht vergessen, daß er an dem Tage seiner Hochzeit mit ihr, nur vier Stunden hätte studiren können. Wie angst mogte dem Manne geworden sein, wenn man ihm hätte zumuhten wollen, nur eine Stunde täglich im gesellschaftlichen Umgange zu verlieren. Kurz, sie waren theils fleißiger, und wollten des gesellschaftlichen Umganges nicht, teils minder ankömmlich, oder es gab mehr Pedanten unter ihnen; und so wollte man ihrer

nicht. Jezt aber sind wir ganz anders Sinnes in diesem Stükke geworden. Wir haben das Amtsgesicht, die hochgelahrte oder hochehrwürdige Mine zu sehr aufgegeben, mit welcher sich sonst der Gelehrte bei seinen Umgangsfreunden als den Mann ankündigte, der nur erschien, um zu belehren, keinesweges aber, um zur Aufheiterung der Gesellschaft das geringste beizutragen. Wir finden nicht nur an den Freuden des geselligen Lebens mit unsers gleichen mehr Geschmak, sondern wir drängen uns auch zum Teil ehrsüchtig an die Großen der Welt an. Mancher unter uns findet seinen Himmel auf Erden in der Erlaubnis, sich ihnen von Zeit zu Zeit nähern zu dürfen, und schaft sich bloß zu diesem Zwek eine Garderobe an, wenn sein gutes Weib Mühe hat, ein bischen Kleidung für sich und ihre Kinder auf Credit zu finden. Dies alles verwikkelt uns in einen oft sehr kostbaren Umgang des

gesellschaftlichen Lebens mehr, als es zu unsrer Väter Zeiten für den Gelehrten Sitte war. Zu geschweigen, daß der Gelehrte durch den jezigen Ton des akademischen Lebens, von welchem ich bald mehr sagen werde, zum geselligsten Geschöpfe unter der Sonne gemacht wird, und sich frühe verwönt, seinen Hang zur Geselligkeit auf Unkosten seiner notwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Wird er nachhero befördert, so findet er bei seiner ersten Einrichtung alle die Zurüstungen des Wollebens, die er bei seinen Umgangsfreunden kennen gelernt hat, eben so nötig für sich, als diese es tuhn, und nimmt die Einladungen derer, mit welchen ihn Freundschaft und Geschäffte verbinden, gerne an. Aber die Zeiten sind vorbei, da der Gelehrte, als von Amtswegen, in Gesellschaften erschien, und da man noch dem Doktor der Rechte ein Goldstük unter den Teller legte, wenn

er eine Hochzeit mit seiner Gegenwart beehrte. Wir müssen uns jezt auf Gegenbewirthung einlassen, wenn wir unter Menschen mit Menschen leben wollen. Wir müssen so gut Ehrengaben, als andre geben, wenn unser Freund Hochzeit macht, oder eines andern Frau ins Kindbett kömmt. Ob dies nicht unsre Schuld sei, daß wir von unsrer Höhe zu sehr herabgelassen, und den Vorrechten eines Gelehrten aus voreiligem Hange zur Geselligkeit unbedachtsam entsagt haben, weiß ich nicht. Genug, es ist in vielen Stükken anders geworden, als es zu unsrer Väter Zeiten war, und die Kosten des geselligen Lebens kommen uns mehr, als ihnen, zur Last, ohne daß unsre Einnahme sich in gleichem Maaße vermehrt hätte.

III. Die Vorbereitungsjahre kosten den meisten Gelehrten mehr, als die zwek-

mäßige Vorbereitung zu den Geschäften andrer Stände des bürgerlichen Lebens. Von dem Soldaten rede ich nicht, der schon unter der Muskete verdient. Den Handwerker werde ich nicht mit dem Gelehrten vergleichen dürfen. Aber der Handwerksjunge ißt doch schon sein Brodt auf Kosten seines Lehrherrn. Ein junger Mensch, der mit der Feder sein Glük zu machen sucht, bringt es bald so weit, daß er Kost und Kleidung verdienen kann. Wenigstens wird sein Vater nie auf lange und kostbare Lehrjahre rechnen dürfen. Die größre Zahl derjenigen, die sich dem Kaufmannsstande widmen, fallen ihren Vätern nach dem zwanzigsten oder zwei und zwanzigsten Jahre nicht mehr zur Last. Und wenn auch ein bemittelter Vater noch so viel an seinen zur Kaufmannschaft bestimmten Sohn wendet; wenn er ihn sogar auf der von vielen für so theuer ausgeschrieenen Ham-

burgischen Handlungsakademie zwei oder drei Jahre lang unterhält: was ist dieß alles gegen diejenigen Kosten, die ein zum Studiren bestimmter Jüngling in der gewönlichen Ordnung zu bestreiten hat? Zwei oder drei Jahre auf den höhern Schulen, wenn man mit einem Haus-Informator nicht mehr ausreichen kann, drei bis vier Jahre auf der Akademie, und dann noch eine Reihe von Jahren, die er sich aus seinem oder seines Vaters Beutel erhalten muß, ehe er zu einem einigermaaßen hinreichenden Auskommen gelangt, dieß alles sind geldfressende Schwierigkeiten, mit welchen kein anderer Stand des bürgerlichen Lebens zu kämpfen hat. Hier trügt schon manchen die Rechnung, der mit eigenem Vermögen bis an die Jahre einer hinlänglichen Versorgung auszureichen gedachte. Andre rechneten nicht ganz auf ihr Vermögen, aber Mangel an Weltkenntnis und

zu feurige jugendliche Hoffnungen stellten ihnen ihr Glük zu nahe vor, und sie wissen sich alsdenn vollends nicht zu rahten, wenn es mit ihrer Versorgung zu lange zögert. Und wie viele sieht man nicht ihren Lauf mit fremden Vorschüssen antreten, deren Bezahlung ihnen in der Aussicht so leicht erscheint, und wovon sie die Folgen nimmer verwinden können. Kurz es ist kein Wunder, wenn die größre Zahl der Gelehrten auch bei einer guten Haushaltung schon in Schulden geräht, ehe ihr eigentlicher Brodtverdienst angeht.

IV. Dies wird nun zu unsern Zeiten dadurch noch viel schlimmer, daß der Unterhalt des studirenden Jünglings und die Kosten seiner Vorbereitung mit den steigenden Preisen der Dinge sich so sehr vertheuren, ohne daß das Glük, nach welchem er ringt, grösser würde, und ihm beßre Aussichten

zur Einhohlung seines Schadens anböte. Der Theolog muß, wie sein Vater, sich mit einer Pfarre von 3 bis 400 Rthlr. im dreissigsten Jahre seines Alters glüklich schäzen. Der Jurist muß seine Gebühren noch immer in den mehresten deutschen Staaten nach alten Advokatur-Ordnungen ansezen; und der Medicus mag immerhin seine Visiten auf seiner Rechnung aufzählen, und die Bezahlung dafür als ein dienstwilliger Diener seiner Kranken in Dero Belieben stellen, so wird er, zumal als ein Anfänger, mit der alten Gebühr für jeden Besuch, in dem theuren Hamburg mit zwölf Schillingen, sich zufrieden stellen müssen. Und allen hat doch ihr Studiren wenigstens um die Hälfte mehr, als ihren Vätern gekostet. Machten ihre Väter Schulden, so waren sie teils geringer, teils bei einer wolfeilern Lebensart und gleichem Verdienst leichter abzutragen. Aber uns,

ihre armen Nachkömmlinge, wenn wir nicht aus vollem Beutel studiren, verfolgen die Nachwehen unsrer akademischen Vorbereitung bis ins späte Alter. Sie kostete uns mehr, unsere Einkünfte sind selten grösser, als die ihrigen, und das, was wir gern davon erübrigen wollten, verschlingt die geldfressende Lebensart unsrer Zeiten. In jenen wolfeilern Zeiten, ward doch die Glüksbahn eines Gelehrten für so schwer und kostbar angesehn, daß so mancher sterbende gute Christ seinen Nachlas nicht besser anzuwenden glaubte, als wenn er einen Teil desselben zur Unterstüzung junger Gelehrten bestimmte. Wer wenig vermachen konnte, sezte doch gern eine feste Zinse von einigen Talern zu einem Stipendio für studirende Theologen fest, damit die Kirche in Zukunft nicht Not leiden möchte. Reichere Sterbende dachten auf die künftigen Gelehrten in ihrer Familie hinaus, und

sezten grosse Familienstipendien ein. Dies aber scheint jezt ganz aus der Mode gekommen zu sein, oder wenigstens in dem Maaße seltner zu werden, wie die Notwendigkeit einer solchen Unterstüzung des jungen Gelehrten zunimmt. Wie dies zugehe, weiß ich nicht. Kömmt denn kein Gelehrter mehr zum Sterbebette eines unbeerbten Reichen, der zu Vermächtnissen Lust hat; oder sind die Gelehrten alle, wenn sie sich in diesem Falle befinden, unsers gemeinen Besten so wenig eingedenk, daß sie nicht ein Vermächtniß dieser Art herauszubringen suchen? Doch ich will eines Grundes erwähnen, der mir jezt eben einfällt. Sehr viele dieser Vermächtnisse und zum Teil die ansehnlichsten, sind von sterbenden Gelehrten in vorigen Zeiten gemacht, die aus eigner Erfahrung wußten, wie viel Hülfe ein junger Studirender nötig hatte, selbst alsdann, wann er nicht ganz von eignen Mitteln ent-

blößt ist. Aber wie selten stirbt jezt ein Gelehrter in solchen Umständen, daß er an Vermächtnisse denken könnte?

Dagegen aber gehn von jenen alten Vermächtnissen, nach dem gewönlichen Lauf der Dinge, durch den Verfall der Gebäude, und andrer Einkünfte, aus welchen sie gehoben werden sollen, durch unsicheres Belegen, und unverständige Verwaltung viele ein, so daß der junge Gelehrte immer weniger darauf zu rechnen haben wird. Um diejenigen Stipendien aber, die noch übrig sind, ist ein solches Drängen, daß man von keinem, so nur von etwas beträchtlich ist, hören wird, das nicht auf viele Jahre hinaus vergeben wäre. Ein beinahe sicherer Beweis, daß deren viel zu wenig für die Bedürfnisse der Studirenden sind. Man muß auch darauf rechnen, daß nicht alle diese Beneficien zwekmäßig verwandt wer-

den. Ich will nicht behaupten, daß dies in unsern Zeiten gewönlicher, als in vorigen, werde. Ich nehme gern an, daß auch schon im vorigen Jahrhundert Stipendien als Spielgelder an reiche junge Herren vergeben sind, die keine Familienvermächtnisse, sondern zum Behuf des dürftigen Studirenden bestimmt waren. Ich glaube gern, daß auch schon ehemals manche obrigkeitliche Person nicht eher ein Stipendium vergeben habe, als bis sie wußte, daß dieser oder jene grosse Mann, von welchem sie auf gewisse Weise abhing, keinen Sohn, keinen Vetter, keinen Sohn seines Secretairs, Kammerdieners oder Verwalters, oder allenfalls auch nicht einen natürlichen Sohn dazu vorschlagen würde. Ich glaube gern, daß auch schon in unsrer Vorälter Zeiten die Frau eines solchen Mäcens das Anhalten eines verwaiseten Jünglings von ehrlicher Abkunft mit dem Bescheide abgefertigt habe: Mein

Mann schmeißt seine Stipendien nicht so weg; dazu weiß er Kinder von bessern Familien. Es mag auch sein, daß schon damals mancher Professor oder Schullehrer alle Stipendien, bei deren Verteilung sein Wort etwas galt, allen seinen Zuhörern ohn Unterschied versprochen, aber sie nur denjenigen gegeben habe, die mit stupider Geduld in seinen magern Lehrstunden aushielten. Die Menschen haben zu allen Zeiten nach Absichten gehandelt, nicht ohne Absicht wolgetahn, und selbst von fremden Gute mit Absicht auf die Erreichung dieses oder jenes Nebenzweks wolgetahn. Und daß einzelne, (denn ferne sei es von mir, dies auch nur von den mehrsten zu sagen) dies noch jezo verstehen, davon wird mir erlaubt sein, hier wenigstens eine Erzählung einzuschieben, welche beweist, zu was für unlautern Absichten die für Studirende bestimmte Woltahten oft angewandt werden.

Ein angesehener Mann suchte gerichtlich eine Schuldfoderung, über welche er gar keinen Akkord annehmen wollte. Ein in der Sache interessirter Freund des Beklagten hielt ihm im Gericht mit vieler Hize vor, daß Er insonderheit diesen Mann ruinirt hätte, und bübisch mit ihm verfahren wäre. Dieß, sagte er, kann ich Ihnen mit Ihren eignen Papieren beweisen. Jener verschlukte dieses, trat aber nach geendigter gerichtlichen Handlung zu diesem. Mir fällt jezt eben ein, sagte er, daß ich Ihnen einen Gefallen tuhn kann. Ich habe ein Stipendium von 20 Rthlrn., und dieß möchte ich wol dem jungen Menschen auf die Akademie mitgeben, von dem ich weiß, daß er jezt Ihre Kinder unterrichtet. Recht gut, sagte dieser noch ganz entrüstet: dem jungen Menschen ist es ganz gut, aber ich verlange nicht, daß Sie es mir zu Gefallen tuhn. — Schikken Sie ihn nur mor-

gen zu mir, sagte jener. Aber fuhr er fort, Sie könnten mir auch einen Gefallen tuhn. Sie erwähnten vorhin gewisser Papiere; wenn Sie doch diese mir zur Liebe verbrennen wollten! Nicht verbrennen, war die Antwort, sondern Ihnen will ich sie zusenden, damit Sie desto gewisser sind, daß ich nicht weiter davon Gebrauch mache, nachdem ich Ihnen die Hauptsache davon ins Gesicht gesagt habe. Freundlich schied jener von ihm, und dieser schikte die Papiere noch an demselben Abend. Am folgenden Morgenden wies er den armen Jüngling zu seinem neuen Mäcen. — Hier freuet sich mein Leser vielleicht, um des Jünglings willen, für welchen unvermuhtet aus Bösem Gutes entstanden; hält aber die Geschichte nicht der Mühe wehrt, erzählt zu werden, weil dergleichen oft genug vorgeht. — Aber glaube mir, lieber Leser, wenn meine Geschichte hier zu Ende wäre, ich hätte sie

wahrhaftig nie öffentlich erzählt. — Der Jüngling gieng hin, brachte sein Gewerbe an, und bekam die trokne Antwort: es ist mir leid, daß Er sich zu spät gemeldet hat; ich hätte Ihm sonst gern damit gedient. Freilich kam der junge Mensch zu spät; denn sein vermeinter Wolthäter hatte die fürchterlichen Papiere zu früh wieder bekommen, und nun nahm der kluge Mann, der vielleicht noch mehr dergleichen Papiere an andern Orten stekken hatte, die Aussicht, daß er durch Ausbietung dieses Stipendii seine Ehre noch öfter aus ähnlichen Nöten retten könnte.

V. Jezt aber komme ich zu einer Hauptursache der zerrütteten Haushaltung, in welche die größre Zahl der Gelehrten früher oder später hinein geräht. Diese ist unsre akademische Lebensart. Ich meine hier nicht bloß die aus natürlichen

Ursachen zunehmende Kostbarkeit derselben, von welcher ich schon oben gesagt habe, und auf welche auch der sparsamste Jüngling, oder sein Vater, notwendig Rechnung machen muß. Ich rede vielmehr von der seltsamen Ausbildung des Charakters, welche so viele Studirende in dieser Lebensart annehmen, und welche gerade so beschaffen ist, daß nur überwiegende Reichthümer, oder ein alle Erwartung übersteigendes Glük in der Folge den Wolstand eines Menschen einigermaßen sichern können, der an dieser Lebensart rechten Geschmak gefunden hat. Ohne Rüksicht auf dieß akademische Leben, frage ich allgemein: was für Hofnung kann der Vater von dem künftigen Glük eines Sohnes haben, den er gerade in denjenigen Jahren, in welchen Blut und Lüste am lebhaftesten schäumen, in eine Gesellschaft junger Leute ohne Aufsicht schikt, unter welchen nach deren gewönlicher Den-

kungsart derjenige die meiste Ehre hat, der am meisten Geld aufwendet, und unter welchen Schuldenmachen, und allenfalls um eine Schuld betriegen, nie für Schande geachtet wird? Wenn ich sonst einem vernünftigen Vater eine Erziehungsanstalt vorschlüge, und bei allen Vorteilen, die eine solche haben könnte, ihm eingestehen müßte, daß sie den jezt bemerkten Fehler habe: so würde er es für eben so gefährlich ansehn, als wenn er seinen Sohn in die offne Hölle schikte. Aber in den Augen des Vaters, dem sein Sohn zur Akademie reif geworden ist, verschwindet diese Schwierigkeit. Er verläßt sich gewönlich auf die guten Sitten seines Sohns und den eifrigen Trieb zum Studiren, welchen er zu Hause bewies, auf die Ermahnungen, welche er ihm auf den Weg mitgiebt, auf die Strenge der akademischen Obrigkeit, und allenfalls noch auf eine Empfehlung an diesen oder jenen Pro-

fessor, und glaubt vollends sicher seines Sohns wegen zu sein, wenn er ihm ein Auskommen aussezt, mit welchem er seiner Rechnung nach anständig ausreichen kann. Dann macht er allenfalls mit Sorgen seine Rechnung, um es von seinem eignen Auskommen zu ersparen, oder wenn ihm dieß nicht möglich ist, es auf Zeit von einem Freunde zu borgen. Der Jüngling zieht hin voll guten Vorsatzes; findet aber ganz andere Sitten und Beispiele, als er zu Hause zu sehen gewont war. Den muhtwilligen Verschwender sieht er vor allen geschäzt, den Armen verachtet, und den Sparsamen gespottet. Er findet auf jedem Schritte Anführer zum Wolleben und Aufwande. Der Professor, dem er empfohlen war, ist zu beschäftigt und zufrieden, wenn er ihn nicht gar zu unfleißig in seinen Vorlesungen sieht, und die akademische Obrigkeit hat nicht ehe ein Recht, ihn einzu-

schränken, als bis Verbrechen und Schulden ihn in deren Hände liefern. Nun das Unglük ausgebrochen ist, singt noch alles Freude um ihn her. Niemand spricht ihm von Schande vor, sondern sein Unglük, unter welchem sein Vater zu Hause bitter seufzet, wird ihm als ein akademischer Spas vorgebildet, und selbst die ersten Bewegungen der Reue über seinen anfangenden Verfall werden unterdrükt.

Niemand wird das Gemälde für übertrieben halten, der dem akademischen Leben zugesehen hat; wenigstens wird mir jedermann einräumen müssen, daß kein andrer Stand durch eine so gefährliche Vorbereitung, als der gelehrte, gehe. In allen andern Ständen ist Schuldenmachen für den Jüngling eine Schande, und er sieht den Verlust seines gehofften Glüks als die nächste Folge seiner Leichtsinnigkeit vor sich.

Der junge Krieger lernt es bald, daß Sparsamkeit und gute Haushaltung die beste Empfehlung für ihn bei seinen Obern sind, und daß er sehr hoch gestiegen seyn müsse, ehe das Schuldenmachen ihm minder schädlich werden könne. Der junge Kaufmann sieht nicht nur seinen Handelsherrn über sich, der ihn bald von sich schaffen wird, wenn er ihn als einen schlechten Haushalter kennen lernt; sondern, wenn er ja reich genug ist, um sein Brodt zu essen, wo er will, so sieht er, wenn er einigermaßen Nachdenken gebraucht, die Folgen voraus, die es für seinen künftigen Credit haben werde, wenn er sich in seiner Jugend als einen Verschwender bekannt gemacht hat.

Nur der Gelehrte ist von diesen unmittelbaren Folgen jugendlicher Verschwendung frei. Fühlt er sie aber gleich später, so fallen sie wahrhaftig auch desto schwerer auf ihn.

Den Wehrt des Geldes zu rechter Zeit kennen lernen, dieß giebt die sicherste Grundlage zum Glük eines jungen Menschen. Wir mögen noch so viel über die Nichtigkeit des irdischen Reichthums philosophiren: so hilft uns diese Philosophie zu nichts, so lange wir in Bedürfnissen leben, die nicht anders, als für Geld angeschafft werden können, das wir andern durch Dienste und Arbeit abverdienen müssen, wenn uns nicht das Erbgut eines reichen Vaters, oder ein zu rechter Zeit erfreietes Heirahtsgut dieser Mühe entledigen. Der Wehrt des Geldes aber ist für jeden einzelnen Menschen verhältnismäßig zu beurteilen, und er muß ihn nach dem richtigen Verhältnis seiner jezigen und künftigen Einnahme zu seinen Bedürfnissen schäzen lernen. Wer jezt wenig einnimmt, und für sein künftiges Leben nicht die sichere Hofnung hat, über 500 Rthlr. einzuneh-

men, auch dann, wenn er mit Frau und Kindern davon leben soll, der ist verlohren, wenn ihm ein Tahler in der Jugend nicht wichtiger ist, als demjenigen, der die sichere Aussicht zu einem Auskommen von 1000 Tahlern in männlichen Jahren hat. Er ist verloren, wenn er nicht frühe lernt, auf seine kommenden Bedürfnisse hinaus zu sehen, und sich ein jedes Vergnügen und den Genus einer jeden Art des Wollebens zu versagen, wenn es ihm einen Teil des Geldes kosten würde, von welchem er voraus sieht, daß er es morgen zu notwendigen Bedürfnissen brauchen werde. Derjenige Jüngling gewinnt diese Erfahrung von dem Wehrte des Geldes im Verhältnisse zu seinen Umständen am sichersten, der zu derjenigen Zeit, da er für seine Bedürfnisse selbst zu sorgen anfängt, seinen Unterhalt aus fremder Hand zu verdienen genötigt wird, und dem folglich der Gedanke beständig gegen-

tig ist: Hast du heute nicht verdient, was du morgen brauchst, oder hast du heute das verschleudert, wofür du morgen leben sollst; so wirst du gewiß darben, weil du auf niemandes Geschenk oder Vorschus rechnen kannst. Dieß Glük (denn ein Glük ist es wahrhaftig) genießt fast jeder Jüngling in andern bürgerlichen Ständen, aber von studirenden Jünglingen kaum einer unter hunderten. Die Sorge für seine Bedürfnisse wird ihm früher überlassen, als er einen Groschen dazu verdient. Das Auskommen, welches ihm gewönlich für sein akademisches Leben ausgemacht wird, ist für die mehresten zu gros in Vergleichung desjenigen, das ihm wahrscheinlich zu Teil wird, wenn er in männlichen Jahren zu einem festen Brodte gelangt, von welchem er alsdenn Frau und Kinder ernähren, und tausend Bedürfnisse bestreiten soll, die er als Jüngling noch nicht kennt. Er lernt

Bedürfnisse als notwendig ansehn, und ein Wolleben schmekken, dessen er gewiß einmal wieder entbehren muß. Alles stellt ihm die Vergnügungen als den ersten Zwek im Gebrauch des Geldes vor, und wenn er auch den nahen Mangel voraus sieht, so lehrt man ihn bald Mittel genug, demselben auf Unkosten andrer, wenigstens auf eine Zeitlang, abzuhelfen. Er sieht auch fast gar keine Exempel von Schande, die eine Folge schlechter Haushaltung wäre, oder ihn lehren die Exempel andrer und der Ton der akademischen Lebensart, selbst der Schande spotten, mit welcher die gewönlichen akademischen Strafen den muhtwilligen Verschwender belegen.

VI. Die Folgen davon und der Einflus der in diesem akademischen Leben angenommenen Denkungsart, sind leicht einzusehen und bestätigen sich durch die gewönliche

Erfahrung. Ich habe Menschen gekannt und kenne sie noch, bei welchen dieselben so weit giengen, daß sie es zu einem Grundsaz für ihr ganzes Leben machten, ein jedes Vergnügen mit dem lezten Groschen zu erkaufen, den sie in der Tasche hatten. Es ist Pflicht für mich, sagte einer von diesen vor meinen Ohren, heute diesen Wein auszutrinken, weil er mir heute schmekt und ich heute noch das Geld dazu habe. Freilich werden nur wenige so weit in ihrer Tohrheit gehn, und nicht alle, die so weit darin gehen, sind studirende, sondern sie finden sich auch einzeln in jedem andern Stande. Aber man sehe nur auf die meisten jungen Gelehrten, wenn sie die Akademie verlassen, ob sie nicht, der eine mehr, der andere weniger von dieser Denkungsart angenommen haben und in ihrem ganzen Leben praktisch darnach verfahren.

Und in der Taht, wie sollte der Jüngling, dem sein Vater 400 Rthlr. als das jezt notwendig geachtete mittlere Auskommen auf Akademien willig gereicht hat, die Kunst auf einmal lernen, mit zwei bis dreihundert Tahlern auszureichen, wenn er noch so glüklich ist, diese in den ersten Jahren nach seiner Rükkunft als angehender Sachwalter, oder als Arzt, oder durch den Unterricht junger Leute zu verdienen? Wie sollte er auf Einschränkungen eben alsdenn zu denken anfangen können, wenn er als ein geehrter Mann mit mehrerer Würde leben zu müssen glaubt?

Zum Unglük gelingt es auch nur den wenigsten, daß sie gleich nach ihrer Rükkunft dies wenige erwerben und dadurch in die belehrende Schule einer verständigen Haushaltung eintreten könnten. Der Theologe hat es hierin am Besten. Er findet

wenigstens am leichtesten unter allen, Versorgung für seine Candidatenjahre im fremdem Brodte. Der Jurist aber muß sich in den mehresten Staaten zudrängen, um in diesem oder jenem Collegio zu Anfang Jahre durch ohne die geringste Besoldung zu dienen. Der Medicus, wenn er nicht eine Landstadt erwischt, die ihren Arzt verlohren hat, muß in grossen Städten viele Jahre lang warten, ehe er nur als Arzt mit genannt wird. Unterdessen wacht die Lust zum Müßiggange und Wolleben bei manchem wieder auf. Der welcher etwas Vermögen hat, zehrt in dasselbe mehr und mehr hinein; der, welcher nichts gehabt, oder schon aufgezehrt hat, findet es nicht mehr so leicht, Schulden zu machen, und sieht sich oft genötigt, aus einer schon betretenen Glüksbahn herauszugehen, und Hofnungen aufzugeben, in deren Verfolgung er verarmt ist, weil ihn seine Gläubiger zu sehr ver-

folgen, und nun kein Creditedikt so, wie auf der Akademie, ihn gegen dieselben schüzt. Er sieht also zu spät, daß die kleine Welt, in welche er zuerst haushalten lernte, ganz anders beschaffen war, als diejenige, in welcher er nun sein Glük sucht, in der nur der Arbeitende sein Brod findet, aber auch ein jeder für das, was er zu unsern Bedürfnissen beiträgt, bezahlt sein will, und Schuldenmachen eine Schande und eine gewisse Ursache unsers Unglüks wird.

Ich kann nicht umhin, hier eine Bemerkung beizufügen, die vielen sonderbar scheinen wird. Sie ist diese: Es ist kein hülfloser Geschöpf unter der Sonne, als die meisten Gelehrten, wenn sie bald nach ihren akademischen Jahren in Verlegenheit gerahten. Diejenigen, welche in solchen Umständen keine Verbindungen haben, durch welche sie Hülfe erlangen können, sind

gewönlich bei der ersten Erfahrung des Unglüks verloren, und können sich selbst durch Muht und Tähtigkeit nicht retten. Diejenigen aber, welche sich einiger Verbindungen bewußt sind, von denen sie Hülfe erwarten zu können glauben, misbrauchen dieselben sehr oft auf eine unverantwortliche Weise. Und dieß bleibt nicht etwan bei einem ungestümen Fodern der notwendigen Hülfe, sondern sie verlangen noch wohl gar, in ihrem gewonten Wolleben durch fremden Beistand fortdaurend erhalten zu werden. Ich habe Leute in diesen Umständen mit gelassener Mine den lezten Groschen aus der Tasche ihrer Freunde nehmen sehen, um ihre gewonte Flasche Wein den Tag dafür zu trinken. Keine Rüksicht auf die Verlegenheiten, die dem helfenden Freunde selbst daraus entstehen konnten? Kein Gedanke an alle die Uebel, die denselben für die jezt geleistete Hülfe einmal

niederdrükken können? Ich habe Söhne gesehn, die nach ihren akademischen Jahren noch ihre schwach bemittelte Mutter und ihre Schwestern, die keine andere Ressource, als ein kleines Heirahtsgut hatten, rein ausgeplündert haben. Ich habe sie ihre Freunde nötigen gesehn, fremdes Geld zu ihrer Beihülfe anzugreifen, oder Bürgschaften einzugehen, die weit über ihre Kräfte waren, und von welchen die Folgen sie notwendig unglüklich machen mußten. Der unglüklichste Mann, denn ich in meinem Leben gekannt habe, war ein liebenswürdiger Gelehrter, der in einem Alter von etwa 30 Jahren aus seinem Vaterlande, wo alles Glük auf ihn zu warten schien, unvermuhtet entweichen mußte, und weit davon nach zehn Jahren höchst arm, lahm, blind und taub gestorben ist. Bei seiner Entweichung ließ er in den Händen eines seiner Freunde eine geschriebene Erzählung

zur Rettung seiner Ehre zurük. Der Anfang seines Unglüks war eine Bürgschaft für einen akademischen Freund, auf 400 Rthlr., die, als er sie zur Unzeit bezahlen sollte, ihn zu so nachteiligen Maaßregeln nötigte, daß er sich von dieser Verwirrung seiner Umstände nie erholen konnte. Ich habe Leute gekannt, welche dieses blinde Verlassen auf fremde Hülfe auch dann noch nicht ablegen konnten, wann sie zu einem gewissen Glük gelangt waren, und die fortdaurend so handelten, daß die Verwirrung ihrer Umstände nie sich mindern konnte, und ihre Freunde mit einer Art von Gewalt mit hinein gezogen wurden. Liebenswürdige gute Leute, wenn sie nur einigermaßen für sie zu sorgen hätten lernen können, deren Freund zu sein nun aber ein wahres Unglük ward. Aber noch mehr Exempel habe ich von der sträflichsten Undankbarkeit gesehn, oder vielmehr, ich habe mitten un-

ter dem zudringlichen Ansuchen um die Hülfe des Freundes die Mine eines Mannes hervorblikken sehen, der diese Hülfe als Schuldigkeit ansah, und bei dem der helfende Freund nichts mehr gewann, als daß er etwas später sein Feind ward. Denn das ward er gewiß, wenn er entweder aus Unvermögen, oder aus Sorge für sich selbst ihm seine nächste Bitte um neue Hülfe abschlug. Ich würde mein Gemählde nicht so genau auszeichnen, wenn ich nicht der Originale dazu so viele unter Augen gehabt hätte. Doch man wird einwenden, die Originale dazu finden sich nicht bloß unter den Gelehrten. Ich läugne zwar nicht, sie auch in andern Ständen gesehn zu haben; aber wenn ich behaupte, daß sie sich unter den Gelehrten am häufigsten finden, so habe ich wol nicht ganz Unrecht. Muß nicht der Jüngling am leichtesten von allem in diese Denkungsart hinein gerahten, der

bei seinem Eintritt in die Welt Jahre durch verschwendete, ohne zu wissen, was Erwerben heißt, seine Schulden bezahlt sah, ohne das Ungemach davon zu fühlen, sein Glük zu suchen anfieng, ohne zu wissen, was der kluge Gebrauch des Geldes dazu beiträgt, und nicht einsehen lernte, wie das Geld, das niemals einen Wehrt in seinen Augen gewann, für seine Freunde und Angehörige einen grössern Wehrt, als für ihn selbst haben könne.

Aber wenn der Gelehrte nun über alle diese Schwierigkeiten hinaus und zu einem festen Brodte gelangt ist, so geht die Not bei den meisten erst recht an. Der junge Landprediger soll bei dem Antritt seines Amts seinen Vorweser mit einer beträchtlichen Summe auskaufen, ihm seine Melioramente bezahlen, und sich zu einer vollständigen Landhaushaltung ausrüsten. Der

zu einer Civilbedienung beförderte Jurist soll seine nicht minder kostbare Haushaltung in der Stadt einrichten. Er tuht dies, und spricht noch von lauter Sparen und künftiger Eingezogenheit. Aber sehr bald entsteht die anscheinende Notwendigkeit, dem neuerlangten Stande und Amte gemäß zu leben. Das neubezogene Haus ist zwar noch zu groß für den noch unverheirahteten Einwohner; aber es steht doch übel, wenn es in allen Winkeln so leer darin aussieht. Der College, der alte akademische Freund, der Mitbürger, von dem wir verdienen, oder der uns zu seinen Schmäusen zieht, muß doch zuweilen von uns bewirthet werden. Manchen nötigt sein Amt oder seine Lieblingswissenschaft zu kostbaren Auslagen. Da fangen wir denn an, Bücher zu kaufen, Gemählde, Kupfer, Landkarten, Naturalien, Instrumente und dergleichen zu sammeln. Es entsteht Hofnung, daß uns das

Publikum unterstüzen werde. Diese Hofnung triegt, und die Zinsenfressenden Sammlungen bleiben uns auf dem Halse; die Liebhaberei hat angefangen, zu tiefe Wurzel gefaßt, und kann ohne Beschämung nicht aufgegeben werden. Was ist nun für Raht? Unser junger Gelehrter muß eine reiche Frau suchen, und wol dem, der sie noch zur rechter Zeit findet! Allein mancher hat schon sein Herz vergeben. (Denn wir Gelehrten verlieben uns auch oft voreilig, wenigstens eben so leicht, als andere Menschen.) Er muß die Einsage einer akademischen oder einer spätern Geliebten fürchten, oder deren Tod oder anderweitige Verheirahtung abwarten. In diesem Zweifel vergehn denn Jahre; die Schulden nehmen immer mehr zu, und werden so bekannt, daß, wenn er nun Ernst aus der Sache machen will, er einen Korb über den andern einholt. Und ist er so glüklich,

daß er in diesen lange gesuchten Hafen des Glüks einläuft, so ist damit bei wenigen die Not ganz zu Ende. Bald hat sich ein solcher Mann in der Rechnung versehn, und ärmer geheirahtet, als er es nach seinen Umständen hätte tuhn sollen; oder er ist an eine unbiegsame Frau gerahten, die für ihr eigen Wol zu sehr besorgt ist, und den lezten Heller nicht zur Bezahlung seiner Schulden herausgeben will. Ist die Frau nachgebend, so tuht der Schwiegervater Einrede, will nicht alles hergeben, und läßt den Herrn Schwiegersohn in seinen Schulden zappeln. Oder er hat auf den Tod der Schwiegerältern zu frühe gerechnet; diese aber halten sich nicht für verpflichtet, in der von ihm angenommenen Zeit zu sterben, denn der Ehecontrakt enthält ja diese Clausel nicht ausdrüklich. Und gesezt, er ist von allen diesen Schwierigkeiten frei; so ist der gelehrte Herr Gemahl einer rei-

chen Frau damit noch immer nicht allem Leide entflohen. Denn jener Grundfehler, die erste Ursache seines Unglüks, seine schlechte Wirthschaft ist so wenig durch die reiche Heiraht gehoben, daß mancher in diesem Fehler, alsdenn vollends weit geht, wenn er glaubt, im Ueberflusse zu sizen. Sichere Einnahme und notwendige Ausgabe werden alsdenn noch weniger, als vorhin, von ihm verglichen. Er zehrt bald wieder ein, und stirbt als ein armer Mann. Wie manches reiche Heirahtsgut habe ich auf diese Art von Gelehrten verzehren gesehen! Ich erinnere mich eines Mannes, der im vierzigsten Jahre seines Alters schon zwo reiche Frauen begraben hatte, eine dritte nicht weniger reiche nahm, und dennoch bald mit ihr verarmte. Aber er war auch in diesem Alter noch immer der rauschende Student, der von dem Wehrt des Geldes gar keinen Begrif hatte, und dem das Vergnügen des

heutigen Tages immer wichtiger, als die Bedürfnisse des morgenden blieben.

Ein Mann, der in diesen Umständen Ueberlegung braucht, hat nur zween Wege vor sich, seinen und seines Hauses Wolstand zu retten. Der erste ist eine zeitige Einschränkung seiner Haushaltung und Ausgaben. Aber dieses Mittel ist schwerer, als man denkt. Unter vielen Personen, (ich rede nicht blos von Gelehrten,) welche ich diesen Vorsaz habe fassen gesehn, ist mir noch keiner vorgekommen, dem derselbe gelungen wäre, wenn er in eben demselben Amt und Würde, an eben dem Orte und in eben denselben Verbindungen, in welchen er bis dahin gelebt, ihn hat ausführen wollen. Man kömmt alsdenn immer wieder in die alte Rechnung hinein, und kann sich nicht entwönen, das zu seinen Bedürfnissen fortdaurend zu rechnen, was man einmal dafür anzusehn sich gewönt hat. Nur dem Ge-

lehrten, der zur rechten Zeit sein Amt und seinen Plaz verändert, mag es in dieser Verpflanzung gelingen. Davon aber habe ich selbst noch keine Erfahrung, und wünsche sie mir auch bis jezt nicht. Der zweite Weg ist, wenn der Gelehrte durch seine Tähtigkeit neben einem Amte, das ihn nicht hinlänglich nährt, sich einträgliche Nebenbeschäftigungen sucht. Aber dies kann nicht bei jedem Amte bestehn. Der Geistliche zum Exempel kann es nicht ohne Vorwurf tuhn. Mir ist ein Beispiel eines Landpredigers bekannt, der seiner Pfarre deswegen entsezt wurde, weil er zu offenbar mit Garn und Leinwand handelte. Es war ihm vorher verboten worden. Er hatte eingewandt, daß er mit seiner Frau und fünf Kindern sonst nicht leben könnte. Man verbot es ihm wiederholt, ehe man ihn absezte; aber kein Mensch dachte daran, wie das Auskommen des guten Mannes

durch andere anständige Mittel zu vermehren sein mögte. Freilich versah es der Mann darin, daß er dem Grunde: Ich kann ohne Nebengeschäfte nicht leben, zu viel Stärke in den Ohren seiner Richter zutrauete, oder nicht klug genug war, die Handlung unter der Firma der Frau Pastörin gehn zu lassen. Der gelehrte Civilbediente gelangt am leichtesten dazu. Einträgliche Vormundschaften und Curatellen, ausserordentliche obrigkeitliche Commißionen und dergleichen entstehn nicht lange dem Manne, der in einem weltlichen Amt und Würde steht, wenn er sich mit einiger Tähtigkeit darum bewirbt. Selten aber wird unser einer es dahin bringen, daß er sich nur eine irgend feste Einnahme dadurch verschafte und den Sorgen für seinen Wolstand ein gänzliches Ende machte. Dann bringt ihm ein Jahr viel, das andere wenig, ein. Beschäftigungen, die uns einzele Jahre er-

nähren halfen, hören plözlich auf. Oder wir werden ihrer, wegen des dabei gefundenen Verdrusses müde, und geben sie zwar auf, müssen aber gleich unsere Tähtigkeit auf neue anspannen, um uns andere Zuflüsse wieder zu verschaffen. Dann müssen wir neuem Neide und neuem Verdrusse entgegen gehn, von welchen der Mann nie eine Erfahrung hat, dem es gelingt, sein Brodt in einem Stükke in einem einträglichen Amt oder Privatgeschäfte fortdaurend zu geniessen. Gewiß, wer es einzusehen fähig ist, oder wem man es vertrauen kann, was manchem Gelehrten die Tähtigkeit kostet, mit welcher er einen ehrlichen Nebenverdienst aufsucht, und am Ende nichts, als ungewisses Auskommen, oder wie es die Franzosen nennen, eine Subsistance precaire erlangt; wie er seine Tage voll Unruhe von mancher unverdienten Anfeindung umgeben, unter Kränklichkeit und im-

mer neuwerdenden Sorgen zubringt, der wir auch, wenn einen solchen Gelehrten alles zu gelingen scheint, ihn recht sehr bedaurenswürdig halten.

Doch noch eins! wie manche Erfahrung giebt es nicht von Gelehrten, welche eben in diesen ihren Nebenbeschäftigungen sich und andere durch die Folgen ihrer schlechten Haushaltung unglüklich machen, wenn sie dahin gelangen, daß sie dabei fremdes Gut unter ihre Verwaltung bekommen! Ehrlichkeit ist nicht hinreichend, sondern der Mann muß auch ein guter Haushalter sein, und selbst nie Mangel haben, der auf dem Vorsaze steif und fest beharret, fremdes Geld nie zu eignen Bedürfnissen zu verwenden, und der sich nimmermehr durch den Gedanken blenden läßt: Was du heute entbehrst und deswegen von fremdem Gute nimmst, wirst du in bestimmter Zeit von deiner Einnahme wieder ersezen können.

So schlecht steht es um das Glük des Gelehrten in dem bürgerlichen Leben, durch Fehler in der Haushaltung, von welchen die Schuld hauptsächlich an einer Erziehung liegt, die ausdrüklich so beschaffen ist, als wenn der junge Gelehrte niemals nötig hätte, gute Haushaltung und Sparsamkeit zu erlernen, er, der diese grosse Kunst mehr, als irgend ein andrer zu dem Glük seines künftigen Lebens nötig hat. Soll demnach denen unangenehmen Folgen, die dies Uebel für unsern Stand hat, so wohl, als dem bösen Einflus desselben auf das Glük und den Wolstand derer, die mit uns in einiger Verbindung stehen, mit einem Wort, soll dem immer weiter gehenden Verfall des gelehrten Standes in der bürgerlichen Gesellschaft vorgebeugt werden, so muß man bei dem Grunde der Sache anfangen.

Man muß dem jungen Gelehrten bei seinem ersten Eintritte in die Welt, in dem

Anfange seiner akademischen Haushaltung, da er zuerst Einnahme und Ausgabe vergleichen lernen soll, zu Hülfe kommen, daß er nicht blindlings sich der Verschwendung überlasse. Ihm muß wenigstens bei deren erstem Ausbruche gesteuert und er gehindert werden, so lange darin fortzufahren, bis die Verschwendung zur Gewonheit bei ihm wird. Es ist doch wenigstens billig, daß ein ehrlicher Vater, wenn er mit Mühe und Sorgen einige hundert Tahler seinem Sohn zum jährlichen akademischen Auskommen zusammen bringt, ruhig dabei sein könne; es ist billig, daß er von der Furcht frei sei, in kurzer Zeit zu hören, sein Sohn habe das Zweifache, Dreifache, ja noch wol mehr verzehrt, ohne daß ein Mensch aus Christenpflicht daran gedacht, ihm von dem ersten Ausbruche seiner Verschwendung Nachricht zu geben. Es ist billig, daß der Verführung und der Ausschweifung zu rechter

Zeit Einhalt geschehe, durch welche es oft dahin geräth, daß ein wilder Bube in den wenigen Jahren seines akademischen Lebens alles das verzehrt, was ein sorgfältiger Vater von seinem eingeschränkten Auskommen zurükgelegt hatte, um das Glük seiner übrigen Kinder zu bauen, seine jüngern Söhne davon zu erziehen, und seine Töchter davon auszustatten. Ich kenne so manches traurige Exempel dieser Art, da ein solcher fauler Zweig einen ganzen würdigen Stamm verdorren gemacht, und es dahin gebracht hat, daß die jüngern Zweige nicht zu dem Glük aufwachsen konnten, dessen sie unendlich würdiger, als ihr liederlicher Bruder, waren.

Doch man wird mir einwenden: Haben nicht alle unsere so wol eingerichtete deutsche Akademien ihre Creditedikte, welche einen jeden Vater von der Verpflichtung be-

freien, die Schulden seines Sohns zu bezahlen, wenn sie über einen gewissen Punkt hinausgehen?

Man führe mir doch ja keine akademische Creditedikte an. Alle, die auf der Akademie gelebt haben, ja noch mehr, selbst Personen, die zu einer akademischen Obrigkeit gehören, wissen, wie wenig gutes dadurch geschafft werde. Sie verbieten dem entfernten Vater nicht, und können ihm nicht verbieten, die vollen Schulden seines Sohnes zu bezahlen, wenn er es zu tuhn aus andern Gründen gut findet. Da kommen dann die Furcht, des Sohnes Glük zu stören, wenn die Sache zu laut wird, die Bitten einer Mutter, die den Sohn vorhin verzärtelte, die Hofnung künftiger Besserung und die Gewönung an Exempel dieser Art zusammen, und treiben den Vater, das Ganze zu bezahlen. Diese Edikte

hindern den jungen Verschwender nicht, Verschreibungen auszustellen, daß er bezahlen wolle, wenn er geerbt oder reich geheirahtet hat. Ich habe mich einmal in dem Falle gesehen, da ein Vater, dem sein Sohn dreimal so viel, als was ihm ausgesezt war, verzehrt hatte, zum Teil auf meinen Raht nach dem Creditedikte der Akademie, wo die Schulden gemacht waren, bezahlte. Ich hoffte durch meinen Raht das Gute geschafft zu haben, daß andere junge Leute aus eben dieser Landsmannschaft nicht auch einen so ausschweifenden Credit fänden. Und in der Taht weiß ich, daß dieser Vorfall eine solche Wirkung einigermaßen gehabt habe. Allein nach wenig Jahren starb der Vater; der Sohn erbte, heirahtete bald darauf reich, und bezahlte seine akademischen Schulden. Er hat freilich billig darin gehandelt. Allein, wie viel besser wäre es, wenn diese Schulden gar nicht gemacht, und er daran

zu rechter Zeit gehindert worden wäre, und wenn der Eindruk dieses Exempels länger gedauert hätte. Jene Edikte hindern seine ehrliebende und für die Erhaltung ihres akademischen Credits besorgte Landsmannschaft nicht, für ihn zusammen zu legen, und wenigstens einen Teil seiner Schulden zu bezahlen. Nicht genug, daß alsdenn viele für Einen leiden, und ihre Taschen aus einer übel verstandenen Woltähtigkeit auf Unkosten ihrer Väter ausleeren; sondern nun wächst auch solchen der Muht zu verschwenden, die bis dahin mit einer gewissen Aengstlichkeit ihr akademisches Auskommen überlegt hatten. Sie hindern den Gastwirth, den Weinschenker, den Krämer, den Italiäner nicht, dem jungen Herrn in diesen Hofnungen, welche so selten triegen, noch ferner zu creditiren, aber ihm auch doppelt dafür anzuschreiben, weil sie die Zinsen des creditirten Capitals wieder ein-

holen müssen. Und, was das ärgste ist, in diesen Creditgesezen liegt nichts, was den studirenden Jüngling gute Haushaltung lehren könnte. Sie geben ihm wol eine Aussicht, um denjenigen zu berükken, auf dessen Unkosten er gelebt hat, halten ihn aber nicht ab, den Credit, den er bei ihm findet, so lange zu misbrauchen, als er kann, und sich dem Wolleben so lange zu überlassen, als es nur irgend möglich ist.

Was ist nun hiegegen für Raht, wenn ihn die Creditedikte nicht schaffen? Soll ein jeder Vater seinem Sohn einen Hofmeister mitgeben? Dieß Mittel ist für die meisten Väter zu kostbar und nichts weniger, als untrieglich. Denn, wen wählt man gewönlich anders zu Hofmeistern, als junge Gelehrte, die in der Kunst hauszuhalten selbst noch Anfänger sind? Das beste liesse sich noch von unbemittelten jungen

Gelehrten vermuhten, welche durch ihre eingeschränkten Umstände zu einer genauern Haushaltung sich genötigt gesehn haben. Aber diese sind mehrenteils Theologen. Eine schlechte Empfehlung zu Hofmeister-stellen bei jungen reichen Herren! Man sieht sich also lieber nach Männern um, die mehr von der Welt wissen, denen aber auch ihre Weltkenntnis mehrenteils ein ansehnliches gekostet hat, ohne daß sie die grosse Wissenschaft eiuer guten Haushaltung dabei gelernt hätten. Sehr oft wird ihnen denn auch ein so ansehnliches Auskommen für sich und ihren jungen Herrn ausgesezt, daß ihnen, die sonst für sich weit weniger zu brauchen gewont waren, der Kopf hierüber schwindelt. Denn glauben sie, völligen Ueberflus zu haben, und machen den ersten Zuschnitt ihrer neuen Lebensart so kostbar, daß sie bald sich und ihren Untergebenen in Schulden sezen. Manchesmal hat auch

der Herr Hofmeister Schulden von seinem vorigen akademischen Leben her, oder dem gemeinen Ausdruk nach: er hat Bären brummen, die er vor allen Dingen mit seines Herrn Principals Gelde stille machen muß, dann aber in seiner Rechnung sich so verwirrt, daß er bald selbst nicht weiß, wo alles Geld geblieben sei. Ich sage hier keine allgemeine Wahrheiten; aber daß ich sehr gemeine Erfahrungen erzähle, wird mir niemand bestreiten.

Oder soll man auf Anstalten denken, daß der junge Studirende mehr fremde Hülfe finde, um desto sicherer auszukommen, und in sein Vermögen nicht so stark hineingreifen zu dürfen? Nach allgemeinen Gründen wäre es freilich nicht übel gerahten, wenn der Staat zu der Vorbereitung der ihm unentbehrlichen Gelehrten noch etwas mehr Kosten beitrüge, als bisher geschieht. Es wäre

auch einige Billigkeit dabei anzunehmen, so lange er ihnen das auf ihr Studiren gehofte Glük nicht erleichtert oder einträglicher macht, damit sie ihren Schaden besser einholen können. Aber wie wird ein Vorschlag dieser Art jemals ausgeführt werden? Wo wird das nötige Geld hergenommen, und wie wird es zwekmäßig verteilt werden? Klöster und geistliche Stiftungen sind wenigstens in dem protestantischen Deutschland nicht viel mehr übrig, deren Einkünfte man einziehen und zu diesem Zwekke verwenden könnte. Auf die Vermächtnisse sterbender reicher Christen läßt sich auch nicht gros mehr rechnen. Und die reichen Juden — — Nun, die muß man doch wol auch leben und in dem Besize des Ihrigen lassen. Und wenn alles getahn wäre, was in solcher Absicht nötig sein möchte, wird der junge Gelehrte dadurch ein beßrer Haushälter werden, wenn er alles vollauf hat?

Indessen kann ich nicht umhin, hier Freunde der Gelehrsamkeit ernsthaft aufzufordern, nach ihrem Vermögen bei allen ihnen vorkommenden Umständen das Ihrige beizutragen, damit die Hülfsmittel zur Unterstüzung des jungen Gelehrten, dem es mit seinem Werke ein Ernst ist, gemehrt werden. So wie ich den gewönlichen Gang junger Studirender kenne, so fürchte ich, daß es um die Wissenschaften nur schlecht stehen werde, wenn es einmal dahin kommen sollte, daß alle vom Studiren abstehen müssen, die nicht wenigstens den größten Teil der dazu nötigen Kosten aus ihrem eigenen Vermögen zu nehmen im Stande sind. Und wahrhaftig es ist nahe dabei. Es ist keine leere Klage, die ich oben über die Abnahme der für Studirende bestimmten Beneficien geführt habe. Man wird mir wenige nennen können, die in diesem Jahrhundert aufs neue hinzugekommen wären,

ausser den bei Gelegenheit neuerrichteter Akademien angeordneten Freitischen, die freilich sonst in der Summe der für die Studirenden bestimmten Zuflüsse noch nicht existirten. Ich habe schon gesagt, daß nicht alle diese Beneficien zwekmäßig verwandt werden, und dem sie verdienenden jungen Gelehrten zu gute kommen; daß also aus diesem Grunde ihrer nimmer zu viel sein können. Der Misbrauch aber hebt hier so wenig, als bei andern guten Sachen, den Gebrauch und die Notwendigkeit auf. Wer so, wie ich, ein öfterer Zeuge derjenigen Aengstlichkeit ist, mit welcher mancher unbemittelte Jüngling sich durch die Jahre seines Studirens durchhilft, der Begegnung, die er bei seinem Ansuchen um dergleichen Woltahten sehr oft erfährt, und derer Künste, welche er anwenden muß, um hier und dort einem minder würdigen den Rang abzulaufen, dem wird es schwer

werden zu begreifen, wie der Muht so vieler dagegen aushalten könne. Aber lange wird er nicht aushalten, wenn die Schwierigkeit, sich durch dergleichen Woltahten ein Auskommen auf der Akademie zu verschaffen, mit allen Folgen derselben auf das künftige Alter des Gelehrten noch mehr zunehmen sollte. Ich erinnere mich auf Lebenszeit eines der würdigsten Jünglinge, der niedergedrükt von der Schwierigkeit, von solchen Woltahten so viel, als ihm nötig war, zu erlangen, die Akademie bezog, als er auf 50 Rthlr. jährlich rechnen konnte. Reich an Wissenschaft kam er nach drei Jahren zurük, aber durch Kummer und Mangel so ausgemergelt, daß er bei der Unmöglichkeit, sein Brodt zu verdienen, nun vollends in das äusserste Elend verfiel, bis ihn eine auszehrende Krankheit wegnahm. Woltähtigkeit ist noch genug in der bürgerlichen Gesellschaft. Aber der junge Studirende

ist ihr seit wenigstens einem Jahrhundert zu sehr aus dem Auge entrükt. Wie wol tuht doch ein jeder, der das Seinige dazu beiträgt, diese Woltähtigkeit wiederum auf einen für die menschliche Gesellschaft so wichtigen Gesichtspunkt zurük zu lenken.

Oder sollte es nicht gerahten sein, unsern deutschen Universitäten die Einrichtung der englischen zwar nicht ganz, doch zum Teil, zu geben, nach welcher die in jedem Collegio studirende und zusammenwohnende Jünglinge gewissen Hofmeistern unterworfen sind? Aber wo bliebe alsdann die akademische Freiheit, der angenehme Burschenton, und die brausende Lebhaftigkeit unsrer deutschen Studenten, wenn man sie alle unter eine so schülerhafte Einrichtung zwingen wollte? Doch im Ernste geredet; ich habe noch nie gehört, daß durch diese Einrichtung der Verschwendung und dem Schul-

denmachen des studirenden Engländers überhaupt gewehrt werde. Ueberdieß bin ich auch überzeugt, daß durch eine solche Einrichtung nichts gutes werde geschafft werden, wenn eine deutsche Universität ganz auf diesen Fus eingerichtet werden sollte. Es giebt sehr viele junge Studirende, deren Aeltern sich von ihnen überzeugt halten können, daß sie keine Aufsicht nötig haben, und daß sie ohne dieselbe ihre Sache besser machen werden, als wenn sie fremdem Raht und Vorschrift Folge zu leisten genötigt wären. Mancher Vater würde blos deswegen seinen Sohn nicht auf eine so eingerichtete Akademie schikken, der sich seines vormaligen akademischen Lebens und der dort genossenen Jugendfreuden mit Vergnügen erinnert, und dem Sohne, wenn er es nur nicht gar zu arg machen will, herzlich gerne dieselben ebenfalls zu geniessen gönnt. Vielweniger würde der älternlose und schon

seiner Vormundschaft entlassene reiche Jüngling, der jezt den besten Geldverzehrer auf so mancher deutschen Akademie abgiebt, eine solche beziehen wollen. Auch der Unbemittelte, der mit einem kärglich zugemessenen, von Stipendien und Woltahten gesammleten Auskommen die Akademie bezieht, würde auf einer solchen Akademie schlecht fahren. Sollte der Arme von einer solchen Aufsicht ausgenommen sein, so würde er eben dadurch seine Armuht, deren Verbergung man ihm gönnen kann, auf eine beschämende Art verrahten. Sollte er dieser Aufsicht, die er eigentlich nicht bedarf, und die Niemand für ihn verlangt, dennoch mit den übrigen unterworfen sein, so möchte es doch bald zu erniedrigenden Unterscheidungen kommen, und er allenfalls, wie Alberti von den armen Studenten in den englischen Collegien erzählt, angehalten werden, dem reichern Studenten die Kegel

aufzusezen, wenn dieser auf der langen Bahn zu spielen Lust hat. In der Taht ist es ein grosser Vorzug in der Einrichtung der deutschen Akademien, den ich ihnen nimmer genommen sehn möchte, daß die ganze Zahl der Studirenden, ohne Rüksicht auf Rang und Glüksumstände der Väter, in einer wenigstens scheinbaren Gleichheit lebt, und wenigstens keiner, er sei so vornehm und reich, als er wolle, von einem seiner Mitstudirenden mit einigem Schein des Rechts Demühtigung fordern darf. Hier hebt sich das Herz manches blöden und schüchternen Jünglings, den seine eingeschränkten Umstände lange niederdrükten, zu einer anständigen Freimühtigkeit, und mancher hochherzige junge Herr, dem in seiner Aeltern Hause schon alles von Gnade vorsprach, läßt sich von seiner Höhe herab, und wird menschlicher, wenn er sich von so vielen hundert Leuten umgeben sieht,

deren jeder sich für seines gleichen hält, und deren keiner nach seiner Gnade im geringsten fragt.

Wollte man also etwas dergleichen auf unsern deutschen Universitäten einführen, so müßte es nicht allgemein, sondern eines jeden Vaters oder Vormundes Freiheit überlassen sein, seinen Sohn einer solchen Aufsicht zu unterwerfen, oder nicht. Aber er müßte doch auf jeder Universität diese Aufsicht ohne grosse Kosten für sich bereit finden. Ohne grosse Kosten, sage ich, wenn diese Aufsicht sich auf nichts weiter erstrekken soll, als dem studirenden Jüngling das Schuldenmachen zu verwehren. Er müßte sichere Leute finden, an die er seinen Sohn, so wie er von dem Postwagen tritt, adressiren könnte, die ohne weitere Aufsicht auf ihn, ihm seine erste Einrichtung auf eine Art machen hülfen, die mit demjenigen Aus=

kommen im gehörigen Verhältnis stünde, das er seinem Sohn ausgesezt hat, und dann etwa vierteljährig mit dem Vater darüber correspondirten. Den Professoren der Akademie wäre dieses nicht aufzubürden, wenigstens nicht denen, die durch ihren übrigen Fleis und Tähtigkeit der Akademie schon hinlänglich nüzen. Es müßten aber doch Personen sein, die unter öffentlicher Autorität dazu eingesezt wären, und auch diese müßten dann einem gewissen dazu niedergesezten Collegio untergeordnet sein. Die Belohnung dieser Leute könnte nach Procenten des Geldes, das ein jeder ihnen untergeordneter Student von seinem Vater bekömmt, bestimmt werden. Gesezt, ein solcher Mann führte für zehn solcher Jünglinge, deren jedem 400 Tahler ausgesezt sind, die Aufsicht und Correspondenz, und zöge 5 Procent davon, so hätte er 200 Tahler jährlich. Jedem Vater kostete also sein

Sohn noch 20 Tahler mehr. Aber man frage doch bei allen Vätern, die ihren Sohn auf die Akademie aussteuren, ob sie nicht mit Freuden noch gerne 5 Procent beilegen werden, wenn sie einige Gewisheit sehen, daß ihr Sohn ihnen nichts mehr ausserordentlich kosten werde? Man frage, ob sie nicht gerne einen Hofmeister für ihre Söhne ernähren helfen würden, wenn sie die Last nicht allein tragen dürfen, sondern zehn bis zwanzig Väter mit ihnen in Vereinigung träten, um diese Last unter sich zu verteilen, zumal wenn dieser Hofmeister selbst noch unter einer Aufsicht stünde, die ihn anhielte, seine Pflicht zu tuhn, und von welcher er befürchten müßte, aus seinem Plaze gesezt zu werden, so bald er sie nicht erfüllt? Eine solche Vereinigung werden nun die Väter selbst niemals treffen können. So aber machte sie die Akademie, statt ihrer, und noch dazu mit mehrerer

Sicherheit für sie; doch nur blos auf den Hauptzwek, zu welchem man Hofmeister auf Akademien mitzugeben gewont ist. Die Akademie selbst hätte den grossen Vorteil davon, daß junge Gelehrte, die für das Catheder brauchbar sind, für die kostbaren Probejahre, welche so wenige, die diesen sauren Weg gehen, aushalten können, einen Zuschus bekämen, ohne der Akademie selbst zur Last zu sein. Mancher Vater würde alsdenn nach der Kenntnis, die er von seinem Sohne hat, seine Vorschrift an diesen Aufseher mehr oder minder schärfen können, und dem zufolge einige Procente mehr bezahlen.

Beiläufig muß ich anmerken, daß eine solche Aufsicht dem hohen und verderblichen Spiel auf Akademien am wirksamsten wehren, oder wenigstens die Folgen davon sehr mindern würde, wenn der Vater am Ende

eines jeden Vierteljahres zuverlässig erführe, wie es mit seines Sohns Haushaltung stehe, und folglich veranlaßt würde, ihn durch eine genauere Aufsicht einzuschränken, als er im Anfange für hinlänglich angesehen hat.

Eben dadurch würde auch den Professoren unsrer Akademien die Bezahlung ihres Honorarii sehr versichert werden können. Jezt ist dies das erste, wozu der nicht haushälterische Jüngling greift, daß er seinen Professor nicht bezahlt. Der Lehrer, der seines Beifalls gewiß ist, zumal, wenn er mit seinen Vorlesungen keine Conkurrenz fürchten darf, gelangt noch wol zu dem Seinigen durch Mahnen oder durch andere Künste, deren der Mann von Ehre gern entübrigt ist, wenn er nicht mehr, als den billigen Lohn seiner Arbeit, fodert. Ich habe mehr als einen höchstwürdigen Mann gekannt, dem es zwar schwer ward, sein

verdientes Lehrgeld zu entbehren, der sich aber doch nicht überwinden konnte, es mit einigem Schein der Härte einzufodern. Ich habe andere alle mögliche Vorstellungen anwenden, mit Beschimpfungen drohen, und mehr als eine Erfindung brauchen gesehen, die sich dennoch freueten, wenn sie am Ende ihrer Vorlesungen nur die Hälfte ihres Verdienstes eingehoben hatten. Am schlimmsten aber ist der junge Professor daran, der es am meisten bedarf, weil ihn seine kleine Besoldung nicht zur Hälfte nährt. Will dieser seinen anfangenden Beifall nicht ganz niederschlagen, so darf er nicht eine Mine machen, als ob er über sein Recht halten wolle, sondern muß mit demjenigen zufrieden sein, was er mit einem freundlichen Gesichte heraus bringt.

Dies aber wird nicht anders Nuzen schaffen können, als wenn die Verfügung hinzu kömmt, daß aller einem solchen Jüng-

ling gegebene Credit ungültig sei, und keine Anfoderung darauf gemacht werden könne, wenn er ohne Rükrede mit den Aufsehern desselben gegeben ist. Was eine solche Verfügung für Nuzen schaft, getraue ich mich durch eigne bestätigte Erfahrung zu beweisen. Als ich vor mehr als fünf Jahren die Hamburgische Handlungs-Akademie unter meine und Herrn Magister Ebelings engern Aufsicht nahm, machte ich durch die Zeitungen bekannt und wir wiederholen diese Bekanntmachung alle halbe Jahre: Daß Niemand den uns anvertrauten Eleven ohne Rükrede mit uns Credit geben solle, weil widrigenfalls Niemand sich der Bezahlung annehmen werde. Diese Bekanntmachung hat bis jezt die gute Folge, daß ich von dem Aufwande aller Eleven des Instituts gewiß bin, und überhaupt einen jeden Vater in der Gewißheit

erhalten kann, daß sein Sohn die von ihm bestimmten Gränzen des Aufwandes nicht überschreiten dürfe. Zwar ist Hamburg ein viel grösserer Ort, als eine unsrer deutschen Universitäten, wo man einem jungen Menschen aus der Fremde, der die Mine macht, eines reichen Mannes Sohn zu sein, eben so gern creditirt, als an andern Orten, und wo es an Exempeln solcher Söhne nicht fehlt, die selbst unter ihrer Väter Augen ausschweifende Schulden gemacht haben. Aber diese Bekanntmachung hat alle Wirkung gehabt, die man von ihr erwarten konnte, wenn sie von Obrigkeitswegen geschehen wäre. Denn was kann im Gerichte eingewandt werden, wenn ein Aufseher eines Jünglings sagt: Ich bezahle nicht für den mir untergebenen Jüngling das, warum man mich nicht befragt hat, weil ich öffentlich erklärt habe, daß ich befragt sein wollte. Was kann dem Vater eines Sohns einge-

wandt werden, wenn dessen Gläubiger ihn zu Hause aufsucht, und er nun antwortet: Ich bezahle nicht für meinen Sohn, weil der Mann nicht befragt ist, unter dessen Aufsicht derselbe in der Fremde stand, und der seinen Mitbürgern, die mich nicht kannten, dies angekündigt hat.

Ich habe schon lange die Anmerkung gemacht, die mir nun durch den Erfolg seit fünf Jahren unwiderleglich wird, daß der Verfall eines Jünglings, der einige Erziehung hat, nie weit gehe, und daß er nicht leicht in grobe Laster gerahte, wenn er zu seinen Vergnügungen und Zerstreuungen nur baares ihm verwilligtes Geld anwenden kann, keinen Credit findet, und nicht durchs Spiel und andre noch schlechtere Mittel zum Gelde zu gelangen weiß.

Anhang.

Seit dem ersten Abdrukke dieser Abhandlung sind für verschiedene protestantische Universitäten bessere Credit-Edicte eingeführt worden, die freilich schon ihre gute Wirkung in der Einschränkung des wilden Aufwands der Studirenden zeigen und mehr und mehr zeigen werden. Ich freue mich insonderheit der für die Göttingische Universität eingeführten Anordnung, daß eine jede von Studenten gemachte Schuld verlohren ist und nicht mehr nachgesucht werden darf, wenn sie nicht vor Ablauf eines Vierteljahrs bei der Akademischen Obrigkeit eingeklagt wird.

Es ist schon viel, wenn ein Jüngling, der nicht hauszuhalten gelernet hat, gleich in den ersten Vierteljahre die unangenehmen

Folgen davon erfährt, und allenfalls in seinen zu weit getriebenen Akademischen Vergnügungen Halte machen muß. Aber so wenig es zu meinem Berufe gehört, zu besserer Einrichtung der Akademien Anschläge zu geben, so werde ich doch als Weltbürger in einer Angelegenheit, die nicht blos die Aufnahme der Akademien, sondern die ganze bürgerliche Gesellschaft, und den Wunsch so vieler Väter betrift, die diesen ihre Söhne anvertrauen, sagen dürfen, daß noch immer etwas mehr, daß noch etwas bessers geschehen könne. Denn hier erkenne ich noch nichts, das zur eigentlichen Leitung des Jünglings dienen könnte, der ohne den Wehrt des Geldes zu kennen, die Akademie bezieht. Ist es nicht besser, ihn ganz zu hindern, daß er keine Schulden machen könne, als ihm Einhalt zu tuhn, wenn er sie schon zu machen angefangen hat? Ist es nicht besser, auch den ersten Versuchen zu

wehren, als zu erwarten, daß ihn seine ersten Versuche in Verlegenheit sezen, und dann nur die fernere Versuche stören, oder vielmehr blos schwer machen? Denn dem nach Verlauf des ersten Vierteljahrs wegen seiner Schulden vorgefoderten Jüngling kann doch nicht gewehrt werden, bei denen neue Schulden zu machen, die es für das zweite und folgende Vierteljahre mit ihm aufs neue wagen wollen, und immer Recht haben zu creditiren und wieder einzuklagen, wenn sie nur ihren Schulden-Calender richtig halten. Dem Vater kann es unterdessen weit genug über seine Rechnung gehen, und der Sohn lebt in mehrerer oder minderer Aengstlichkeit und allenfalls unter allerlei kleinen niedrigen Künsten fort, um sein Wolleben fortzusezen, so gut er kann, indem er das, was ihm sein schon scheu gemachter Gläubiger versagt, bei einem andern unter allerlei Vorwande sucht.

Da mich nun, nach dem ersten Abdrukke jener Abhandlung, viele angesehene Personen und Freunde ersucht haben, meinen Einfall (denn für etwas besseres will ich es nicht ausgeben) umständlicher bekannt zu machen: so will ich demselben hier noch einige Blätter widmen.

Eine Akademie, die diesen Vorschlag bei sich ausführen wollte, müßte ein aus den Lehrern derselben ausgesondertes Credit-Collegium haben.

Dieses wählte aus den ältesten Studirenden einzele, die nach beinahe vollendetem Lauf ihrer Studien noch auf der Akademie zu bleiben Lust hätten, und von denen man die Aussicht haben könnte, daß sie der Universität als brauchbare Lehrer nüzlich werden könnten. Der Erwählte müßte wenigstens zwei Drittel der Stimme haben.

Ein solcher Aufseher würde denn einem von den Professoren aus dem Credit-Collegio untergeordnet, um mit demselben alle erhebliche Vorfälle zu überlegen.

Die Väter oder Vormünder der Studirenden würden nun durch öffentliche Nachrichten angewiesen, falls sie ihre Söhne einer solchen Aufsicht untergeben wissen wollten, das Credit-Collegium vor deren Ankunft davon zu benachrichtigen, und zugleich anzuzeigen, wie viel sie jährlich zu deren Unterhalt aussezen. Sogleich würde einer von den erwählten Aufsehern angewiesen, sich mit dem Vater in Briefwechsel zu sezen, und ihm den Entwurf zur anständigen Verwendung des seinem Sohne bestimmten Geldes zu machen.

Der Jüngling würde nach seiner Ankunft von dem Aufseher in Empfang genommen,

und in die seinem Auskommen gemässe Einrichtung gesezt.

Der Vater müßte bei Ankunft seines Sohns die Hälfte des Jahrgeldes, denn aber vierteljährig einen Quartals-Wechsel einsenden, so daß unerwarteter Vorfälle halber immer ein Viertel des Jahrgeldes im Vorraht bliebe. Dieß Geld nähme das Credit-Collegium in Empfang, und hielte einen Rechnungsführer, der ein Procent von allem einkommenden Gelde genösse, und so viel beständig in Händen hätte, als wofür er bei seiner Bestellung Cauzion geleistet hätte. Der Aufseher empfinge denn von diesem das für den ihm untergebenen Jüngling nötige Geld den Erfordernissen gemäs, und gäbe monatlich oder auch vierteljährig die Abrechnung ein.

In dem Comtoir dieses Rechnungsführers müßte ein jeder Nahrungtreibender

Bürger des Orts vierteljährig ein Verzeichnis für die Gebühr auslösen, auf welchem alle Aufseher mit ihren Wohnungen und die unter ihnen stehenden Studirenden angezeigt wären. Bei jedem Vorfall, da der Untergebene Credit foderte, wären sie nun gehalten, dem Aufseher es anzuzeigen, der den Umständen nach seine Billigung sogleich unter ihre Rechnungen, noch ehe das verlangte verabfolget würde, schriebe, oder ihnen die Bezahlung aus dem ihm zu Händen gestellten Gelde leistete, oder sie aus der Casse holte.

Denn nun käme es darauf an, wie weit ein Vater seinen Sohn eingeschränkt wissen wollte. Würde er ihm einräumen, seine Casse und Rechnung über das ihm vierteljährig gereichte Geld selbst zu führen: so würde der Aufseher nichts weiter zu tuhn haben, als in solchen Fällen mit ihm zu

überlegen, wie weit seine Casse reichte, und nach Befinden dem Gläubiger zu sagen, ob er creditiren könne, und wenn ihm seine Bezahlung versprochen werden könne. Diese Bezahlung leistete alsdenn die Casse in dem neuen Quartal, dem Vater aber würde den Umständen nach Nachricht gegeben. Wäre aber die Casse dem Aufseher anvertrauet, so wüßte er, was er billigte, falls es nur irgends möglich, gleich bezahlen; grössere Ausgaben aber, die ein Quartal mit dem andern tragen muß, z. E. Kleidung, aufs nächste Quartal entweder ganz oder zum Teil stellen, aber auch dem über ihm geordneten Professor von seinen Maasregeln Wissenschaft geben.

Der Aufseher wäre gehalten, den Vätern vierteljährig die Ausgaben-Rechnung und die in der Ordnung entstandenen Schulden einzusenden. Erfoderten Umstände,

daß er um eine stärkere Remesse für das nächste Vierteljahr für seinen Untergebenen anhalten müßte: so müßte sein Brief von dem ihm vorgesezten Professor zur Bezeugung seines Mitwissens mit unterschrieben sein.

Wenn die vierteljährige Remesse ausbliebe, so würde der Vater durch einen von dem Professor mit unterschriebenen Brief angemahnt, mittlerweile aber dem Jüngling aus dem vorrähtigen Vierteljahre das nötige sparsam gereicht, und kein Credit zugelassen, bis der Vater das gehörige eingeschikt hätte, und wieder ein Quartal vorrähtig wäre.

Würde aber nun solcher von seinen Eltern und Vormündern länger verlassen: so würde dahin gesehen, daß er zu rechter Zeit nach Hause gesandt werden könnte, wenn noch dazu Geld vorrähtig wäre, und

ihm allenfalls das fehlende gegen Zurükbehaltung aller ihm entbehrlichen Sachen vorgeschossen.

Wenn der Untergebene Verbrechen begienge, die nach Akademischen Gesezen eine Geldstrafe zur Folge hätten: so müßte er sie an seinem bestimmten Auskommen entbehren, und der Aufseher hätte ihn dem zufolge einzuschränken.

Ein die Casse führender Aufseher bekäme denn fünf Procent von der seinem Untergebenen zu dessen Auskommen bestimmten Summe, aber auch nichts mehr, wenn Zufälle eine Vermehrung derselben notwendig gemacht hätten. Diese fünf Procent und das Procent für den Rechnungsführer müßten vierteljährig mit eingesandt werden.

Wenn er nicht die Casse und Rechnung führte, aber doch vierteljährig correspondiren müßte, bekäme er nur vier Procent.

Wer einen Sohn, der anfangs frei gelebt, wegen nachher gemachter Schulden einer solchen Aufsicht untergeben zu sehen verlangte, müßte wegen vorauszusehender mehrerer Mühe acht Procent bezahlen.

Wenn zufälliger Weise der Untergebene eine kleine Schuld machte, müßte dieselbe in zwei Tagen bei dem Aufseher eingefodert werden; sonst wäre sie verlohren.

Wer einem solchen auf Pfand liehe, müßte es ohne Wiederbezahlung wieder herausgeben.

Auch alles von einem solchen gekaufte müßte dem Aufseher für den Kaufpreis; wenn aber eine laesio ultra dimidium erweislich wäre, ohne Bezahlung verabfolget werden.

Einem solchen Aufseher würden so viele Studirende untergeben, bis er davon ein

Einkommen von ohngefähr 200 Tahlern hätte.

Er würde denn zwar durch andre Beschäftigungen sich mehr zu verdienen ungehindert sein. Wenn er aber von seinen Untergebenen etwas durch Repetition der Collegien und andre Anweisungen verdienen wollte; so müßte er den Vätern die schriftliche Billigung des ihm vorgesezten Professors einsenden.

Ich sehe verschiedene Einwendungen gegen diesen meinen Vorschlag entgegen.

Eine mögte vielleicht diese sein: wird auch ein Mann der Aufsicht über so viele vorkommen können, da so mancher Hofmeister mit einem einzigen Untergebenen auf Universitäten schon so viel zu tuhn hat?

Meine vorgeschlagenen Aufseher sollen ia nicht Hofmeister sein; sondern sich nur

der Ausgabe-Rechnung und der damit zusammen hängenden Correspondenz annehmen. Das tuhe ich seit so vielen Jahren neben meinen übrigen Beschäftigungen für weit mehr Jünglinge, als mit welchen ein solcher Aufseher beladen sein würde. Jezt habe ich diese Arbeit für deren sieben und zwanzig auf mich, komme nicht leicht unter acht Briefen wöchentlich ab, die blos das Institut betreffen, und muß in ein viel genaueres Detail gehen, als welches jener Aufseher nötig haben würde, auch die Rechnungen für die ausländischen Väter übersezen, wenn ich die Deutschen von fremder Hand schreiben lasse.

Wenn Hofmeister auf Universitäten mit einzelen verschwenderischen Eleven so viel Mühe haben: so liegt es fast allein daran, daß sie dem diesen gegebenen Credit nicht mit Nachdruk vorbeugen können. Schon

längst hätte wenigstens das ein Gesez für alle Universitäten sein sollen, daß, wenn ein Vater seinen Sohn mit einen solchen Aufseher dahin schikt, keine Schuld gültig sei, wozu nicht dieser schriftlich eingewilligt habe. Es ist widersinnig und unnatürlich, daß ein Mensch dergleichen Schulden bei der Akademischen Obrigkeit eintreiben darf, der doch gestehen muß: Ich habe den Jüngling creditirt, zu grossen Summen creditirt, ohne den Mann zu fragen, dem ich als seinen Aufseher mit ihm leben sahe.

Der Aufseher hat, wenn er mit seinen 5 Procent 200 Tahler gewinnen soll, ungefähr über 4000 Tahler Rechnung zu halten, und wenn ich 400 Tahler für jeden seiner Untergebenen rechne, nur für die Ausgaben von zehn Personen zu sorgen. Der Mann müßte gar nicht zu Geschäften aufgelegt sein, der nicht viel Zeit bei einer solchen Beschäftigung übrig hätte.

Ein zweiter Entwurf möchte sein: Werden nicht die solchen Aufsehern von ihren Vätern Untergebene alles Academische Ansehen verlieren? Werden sie nicht von den freier lebenden übersehen und nach Akademischer Art mit Beinamen belegt werden? — In meinen Augen wäre dies alles kein grosses Unglük. Es wird aber nicht einmal Statt haben. Werden denn die Söhne reicher Väter, die mit einem Hofmeister die Akademie beziehen, deswegen schlechter angesehen, weil sie einen Special-Aufseher haben? Wahrscheinlich würden von bemittelten Vätern wenige sein, die nicht gerne ihre Söhne dieser Aufsicht unterwürfen. Wie viel würden also der freiern sein, die jenen ihre Verachtung beweisen könnten? Hauptsächlich würden nur die sehr Unbemittelten und Beneficiaten der mehrern Freiheit geniessen; und ich mögte den Einwurf für erheblicher halten, daß vielleicht

für diese eine nachteilige Unterscheidung dar-aus entstehen mögte, daß sie ohne Aufseher lebten. Eine dritte Frage, eigentlich kein Einwurf:

Wie wäre nun noch für die übrigen freier lebenden zu sorgen? — Wenn die Universität gute Credit-Geseze hat: so mögen diese in Ansehung derselben Bestand halten. Mein Vorschlag steht diesen so wenig im Wege, daß er vielmehr nur als eine Nebenhülfe angesehn werden kann, wodurch sich ein Vater völlige Sicherheit verschaft. Sie gleich anfangs abzuschaffen würde gar nicht rahtsam sein, und die Akademische Disciplin würde einen zu grossen Stoß dadurch leiden. Wenn indessen der gute Fortgang und Nuzen der Sache sich durch die Erfahrung bewährt hätte, und man die Väter gewissermaßen nötigen wollte, sich diese Einrichtung mehr und mehr gefallen zu lassen: so

würde es nicht unrecht sein, die Credit-Geseze für die freier lebenden zu mildern. Mag doch immerhin ein Vater dafür etwas verlieren, der seine Gefahr mit seinem Sohn stehen will. Auf der andern Seite kann man auch den Bürgern eines Orts, der eine Akademie hat, ihr Gewerbe mehr von Zwange befreien, wenn man auf jener Seite ihnen solche Einschränkung sezt. Die Unbemittelten und Beneficianten müssen ohnehin sich nach der Dekke strekken.

Ich habe schon gesagt, daß eine solche Akademie jungen fürs Catheder brauchbaren Gelehrten dadurch ein Auskommen für die ersten Probejahre verschaffte. Die Glüksbahn eines jungen Gelehrten, der sich dem Catheder gerne widmete, ist äusserst schwerer. Nur wenig bemittelte entschliessen sich dazu. In der Taht würde es dem Flor der Wissenschaften sehr zuträglich sein,

wenn unbemittelte junge Gelehrte dies Mittel vor sich sähen, auf einer Akademie sich zu erhalten, und den ersten Versuch in den Geschäften eines Lehrers ohne ängstliche Sorgen der Nahrung zu machen. Wie viele junge Gelehrte, die Ehrgeiz oder wahre Lust treibt, diese Glüksbahn zu betreten, werden nicht aus derselben zurükgetrieben, ehe ihre gute Anlage bemerkt, und ein Curator der Universität so aufmerksam auf sie wird, daß er ihnen ein hundert Tählerchen mit dem Titul eines Adjunctus zuwirft! Wie viel andre werden nicht zurük gehalten, diese Bahn zu betreten, die vielleicht der Akademie, die sie gebildet, unschäzbar wichtig geworden wären, wenn sie nur zu dem ersten Versuch hätten gelangen können! Aber niemals wird es dahin kommen, daß die Curatoren einer Akademie zur Unterstüzung solcher junger Männer in ihren ersten Proben viel Geld wegwerfen könn-

ten. Gelingen diese Proben nicht, und der Curator hat sich zu weit mit solchen jungen Männern eingelassen, so ist er mit ihnen äusserst verlegen. Sie bleiben ihm zur Last, weil keine andre Akademie sie wegruft; sie wollen denn doch nachher immer weiter befördert sein, und schüzen, weil sie sich nicht auf Verdienste berufen können, ihr langes Warten vor. Auf der andern Seite ist es doch gewiß jeder guten Universität das vorteilhafteste, wenn sie sich aus sich selbst ihre Lehrer zuziehen kann. Die Universität muß schlecht bestellt sein, die dieses nicht leisten kann; sondern, wenn ihr gute Lehrer fehlen, dieselben jedesmal andern Universitäten als einen Raub wegholen muß. Wie viele Miswahlen geschehen nicht dabei? Wie mancher Lehrer, der auf einer Universität den Ton, durch den er gefallen konnte, treflich getroffen hatte, misfällt auf derjenigen, wohin er versezt

war! durch diesen Weg aber würde eine Universität eine Anzahl junger Männer bei sich erhalten, die ihre Talente für das Amt eines Lehrers versuchen könnten, ohne ihr etwas zu kosten, und ohne sich Ansprüche zur weitern Beförderung zu erwerben, wenn ihnen ihr erster Versuch nicht gelünge, auch ohne sich selbst in Verlegenheit und Schulden zu sezen, wenn auch ihr Versuch noch sehr mislünge. Eben die Beschäftigung, die ihnen ihren Unterhalt verschafft, würde sie in ein gewisses Ansehen bei den Studirenden sezen, sie selbst bei anständigen Muht erhalten, und ihnen die Demühtigungen entbehrlich machen, zu welchen sich so mancher anfangender Lehrer herablassen muß. Eben dieselbe aber würde auch sie nötigen, ein anständiges, geseztes Betragen zu behaupten; wenn dagegen mancher junger Docent entweder aus Müssiggang, oder indem er sich den Studiren-

den, aus deren Beutel er gerne leben mögte, zu sehr andrängt, noch zu viel vom Burschenleben mitmacht, und teils verächtlich, teils fernerer Beförderung unwürdig wird.

Doch eine Schwierigkeit mögte vielleicht mehr, als alles andere, dergleichen guten Vorschlägen entgegen stehen. Diese ist die politische Absicht, welche man bei Anlegung der Universitäten vorzüglich hat, das von den Studirenden verzehrte Geld nicht nur im Lande zu erhalten, sondern auch so viel fremdes Geld, als möglich, hereinzuziehen. Der Flor einer Akademie wird daher gewönlich nach der Menge des dort verzehrten Geldes geschäzt, und mancher Akademie fehlt es nicht an Einrichtungen, die blos darauf abzwekken, dem studirenden Jüngling Lust zum Geldausgeben zu machen. Zu einem solchen Zwek diente nun mein Vorschlag gar nicht, und vielleicht

möchte er noch mit vielen andern Punkten in der gewönlichen Einrichtung der Akademien zu streiten scheinen. Dieß weis ich nun freilich nicht alles so genau. Wenn doch einmal ein Franzose einen Esprit de legislation academique schriebe, ein Deutscher ihn übersezte, und ein anderer ihn mit Anmerkungen erläuterte: so möchte ich vielleicht klüger darin werden, als ich bis jezo bin.

Ich kann nicht von mir erhalten hier zu schliessen, ohne einige Gedanken über ein andres Uebel, die schlechte Achtung für die Religion unter jungen Studirenden, anzuhängen. Denn so nahe die Verbindung zwischen einem unmoralischen Verhalten und schlechter Haushaltung ist; so nahe ist sie wahrhaftig auch zwischen Gottesvergessenheit und Sorglosigkeit über die Schiksale dieses Lebens. Folglich ist diese Sache mei-

nem Gegenstande nicht so fremd, als man denken möchte, und ich würde ihrer schon in dem ersten Abdrukke nicht so ganz vergessen haben, wenn derselbe nicht damals für öffentliche Blätter bestimmt gewesen wäre, für welche ich diese Abhandlung nicht weiter ausdehnen wollte, noch konnte. Ich habe seitdem auf zwo nicht unbeträchtlichen Reisen die wichtigsten deutschen protestantischen Universitäten besucht. Man wird meine Teilnehmung an dem, was ich geschrieben habe, für so ernsthaft halten, daß natürlich bei dem nur kurzen Aufenthalte meine vornehmste Aufmerksamkeit auf dem Ton der Sitten unter den dort Studirenden gerichtet war. Fast alle meine Erkundigungen giengen darauf. Der herrschende Ton, antwortete mir ein Jüngling, den ich als meinen Schüler fromm und rechtschaffen gekannt hatte, ist hier, keine Religion zu haben. Was hat denn, fragte ich, die

Stadt und Universität für Prediger? Hat sie nicht einen der mit Beifall und Ueberzeugung predigt? Er wußte mir keinen zu nennen. An einem andern Orte, der eine Art von Catholischer Universität unter ehemaliger Aufsicht der Jesuiten hatte, erzählte man mir den gänzlichen Verfall dieses Instituts, durch widrige Zeitläufte. Jezt hieß es, wird vielleicht ein Versuch geschehen, demselben durch eine Neben-Anstalt aufzuhelfen. Die Catholischen Unterthanen dieses Landes sind, wenn ihre Söhne weltliche Wissenschaften treiben wollen, durch Landesherrlichen Befehl verbunden, sie auf die Universitäten des Landes zu schikken. Dieß, sagen sie, könnten wir uns gern gefallen lassen, wenn wir nicht unsre Söhne so ganz von aller Moralität und Religion entblößt wieder bekämen. Sie tragen also darauf an, daß unserm Institut wenigstens ein Professor der Rechts- und

einer der Arzneikunde beigefügt werde, damit sie doch dieselben wenigstens ein oder zwei Jahre länger unter ihren und unsern Augen erhalten und vor jenem grossen Verderben bewahren mögen. Einige unter ihnen erbieten sich, so lange ihre Söhne hier bleiben können, jährlich zweihundert Tahler zum Unterhalt eines solchen Lehrers beizutragen. Bald nachher hatte ich das längst gewünschte Vergnügen, Zollikofern zu hören. Es war ein Sonntag, an welchem seine kleine Gemeine das heilige Abendmahl empfing. Der Inhalt der Predigt betraf also gerade zu nicht den zehnten Teil seiner zahlreichen Zuhörer, und vielleicht nur sehr wenige unter denen hunderten von Studirenden, die ihm an diesem Tage zuhörten. Aber auch unter diesen unterbrach keiner die allgemeine feierliche, stille Aufmerksamkeit, die Zollikofers Vortrag bei jedem Zuhörer natürlich erwekt und sicher

erhält. Wenn doch, dachte ich, jede deutsche Universität einen Zollikofer haben könnte! Wie viel schwerer würde es dem Unglauben und der Ruchlosigkeit werden, da aufzukommen! Auf einer andern Universität fragte ich einen würdigen Lehrer, den ein rechtschaffener Diener seines Fürsten veranlaßt hatte, ein Buch im neuen Plane für die Wahrheit der christlichen Religion zu schreiben, und darüber fortdaurend Vorlesungen zu halten, ob er sich des so sehr zu wünschenden Nuzens dieser Vorlesungen zu erfreuen hätte? Wie man es nehmen will, antwortete er mir. Nicht nur die künftigen Theologen besuchen sie ernsthaft und fleissig, sondern auch einzele von andrer Bestimmung. Diese aber sind Leute, die schon ohnehin im Guten fest genug waren, und deren alte Achtung für die Religion es ihnen wichtig macht, sich in dem Glauben davon zu befestigen. Aber

daran ist nicht zu gedenken, daß ich einen von denen, die in dem wüsten Burschenleben umher schwärmen, auf meinen Vortrag aufmerksam machte, so daß sie auch nur zum Versuche in demselben erschienen.

Auf einer andern Universität, die ich besser und länger, als andere kannte, fand ich den Ton der Sitten durch anhaltende kluge Strenge der akademischen Obrigkeit nach einigen mir bekannten Stürmen von Seiten der Unbändigen äusserst vorteilhaft verändert. Der herrschende Ton war der des Fleisses. Aber auf meine Erkundigungen gestand man mir, daß viel Freidenkerei unter den Studirenden wäre. Ich wuste aber schon, daß die Universität nicht mehr allerdings so reich an Predigern wäre, die durch Lehre und Leben so verehrungswehrt wären, als ehemals. Den beliebtesten und überzeugendsten Prediger hatte

anhaltende Kränklichkeit damals lange von der Kanzel gehalten. Ich hatte bald darauf Gelegenheit einen Mann zu sprechen, der an dem Curatel-Geschäfte für die Akademie seinen beträchtlichen Anteil hatte. Wie ist es? fragte ich, läßt sich das Curatel-Collegium dieser Universität eine jede Besezung der Predigerstellen bei den Pfarren dieser Stadt gefallen? Nimmt es gar keinen Anteil wenigstens durch Vorschlag an den Kirchenraht daran? Oder sucht es nicht etwan zu diesen Männer aus, die nicht zu alt, von dem akademischen Leben aber, und dessen Verführungen geprüft sind, Menschenkenntnis haben, und die heimlichen wie die groben Entschuldigungen der Sünde aus der Gewohnweit eines zügellosen Lebens kennen? Nein, antwortete er mir, das tuht bei uns kein Collegium, daß es dem andern in seine Rechte eingriffe, und wenn der Kirchenraht nicht selbst auf

diese Gründe denkt, so geht es in Besezung dieser Pfarren nach dem gewönlichen Wege. Das ist mir Leid zu hören, sagte ich. Aber wenn dem also ist, so weiß ich einen andern Raht: Sie werden vielleicht sich haben erzählen lassen, was man einem Schweizer-Canton, ich weiß nicht welchem? Schuld giebt. Da dessen Obrigkeit sich in einem Religionszwist, der viel Unglük drohete, nicht zu rahten wuste, befahl sie durch ein Edikt, von Gott weder im Guten, noch im Bösen zu sprechen. Ein solches Edikt wäre für unsre Universität sehr schiklich. Wenn man der brausenden Jugend nicht ernsthaft zu Hülfe kommen, wenn man ihr nicht Leiter geben will, die mit dem gehörigen Gaben ausgerüstet es ihr wichtig und angenehm machen, an ihren Gott zu denken, und sie belehren, was sie mit richtiger Ueberzeugung von Gott zu denken haben: so wäre es ein Glük für

manche, wenn sie in denen Jahren, da Blut und Lüste schäumen, gar nicht an Gott zurük dächten. Es wäre besser, daß in ihrem Geiste über so wichtige Wahrheiten, als die ihnen die Religion vorhält, alles unentschieden, und derselbe desto freier für eine künftige ruhige Entscheidung bliebe, als wenn er jezt Gottes und der Religion nur unter wüsten Vergnügungen oft in Scherzen, welche die Gottheit schmähen, erwähnen hört.

Ich glaube in der Taht nicht, daß in christlichen Landen ein Stand sei, in welchem man gewaltsamer von dem Andenken an Gott und göttliche Dinge, und von der Ueberlegung derer Pflichten, wozu wir ihm verbunden sind, zurük gerissen wird, als in dem Geräusch des akademischen Lebens. In keiner Classe von Menschen ist die durch äussere Beweise an den Tag gelegte Fröm=

migkeit ihres Spottes so gewiß, als, leider in dem Studenten Leben.

Mitten in dem Geräusch des Krieges, oder dem Gewühl und Tändeleien des Hofes und unter den dort so häufigen Beispielen der gröbsten Ausschweifungen wird der Soldat, oder der Hofmann ohne Furcht, an der seinen Verdiensten gebührende Achtung zu verlieren, sagen und durch seine Handlungen zeigen dürfen, daß er ein Christ, ein frommer Christ sei. Allein wie geschwind wird unter den Jauchzern der akademischen rohen Freuden der Jüngling lächerlich, der sich merken läßt, daß er fromm sei, fromm handeln wolle, und daß ihm in diesem wilden Taumel nicht alles gefalle! Wie viel Nahmen sind da nicht vorlängst erfunden, ihn auszuzeichnen! Durch die entschiedene Lächerlichkeit des Frommseins wird alle Kraft des guten Exempels unterdrükt, die doch in

jedem andern Stand noch wirksam bleibt. Offenbarer Widerspruch, Drohungen und selbst Verfolgung verdrängen nicht leicht Tugend und Religion aus Herzen, in denen beide einmal bevestigt sind. Aber Spott von Seiten derjenigen, deren Umgang sich zu entziehen man nicht Kraft und Muht hat, verdrängen sie in die Länge gewiß. Es ist schwerer anhaltend und aus Herzensgrunde fromm zu sein, wenn man es nur verschämt ist, und sein darf. Woran soll der Jüngling sich halten, der vielleicht nur Unschuld, aber noch keine durch Ueberlegung befestigte Tugend, nur Gewönung ans Gute, nicht feste Grundsäze, nur Glauben, aber nicht Ueberzeugung mitbrachte, wenn er nicht wenigstens an Sonntagen einen Mann hören kann, der ihn wieder zum Guten zurükrufen, durch eindringende Belehrung und Ermahnung gute Gesinnungen erneuren, befestigen, und ihn gegen die Verfüh-

rung einigermaßer verwahren kann, die gewiß in der nächsten Woche wieder auf ihn wartet? Aber er muß so zu ihm reden, wie es der Art der Gefahr angemessen ist, in welcher sich sein Zuhörer befindet. Warnungen vor Sünden, die dem stillen Bürger oder Landmann hinlänglich sein würden, sind hier nicht zureichend. Die Art der Sünden, die Art der Verführung, der innere Feind der Tugend, dem der Jüngling selbst in seinem Busen trägt, sind ganz anders beschaffen, als in allen andern Lagen, in welche das bürgerliche Leben ein zwischen gutem Willen und bösen Beispielen, zwischen Tugend und Laster, Glauben und Unglauben schwankendes jugendliches Herz versezen kann.

Aber ein Leß und ein Zollikofer sind ein seltner Fund für eine Universität, und ich erkenne die Schwierigkeit, einer jeden der-

selben nur einen Prediger zu verschaffen, der bei dem Studirenden den gewünschten Zwek mit Nachdruk erfüllte. Doch wird diejenige Universität noch immer am besten daran sein, auf welcher die Theologischen Lehrer wenigstens von Zeit zu Zeit predigen. Wenn es ihnen auch schwerer wird, wenn sie gleich nicht reizende Prediger sein, und ihnen der Cathederton auch auf der Canzel zu sehr anhängen mögte: so macht es doch allemal mehr Eindruk, wenn ein Mann, der in dem Ansehen eines akademischen Lehrers steht, und seiner Würde gemäß lebt, seine Empfindungen und seine Ueberzeugung von der Religion und Sittenlehre des Christentuhms öffentlich denen vorträgt, die nicht blos als Zuhörer seiner Collegien, sondern seines Amts und Standes wegen ihn zu ehren gewont sind.

3) Ueber die auf der Universität Halle gemachte Verfügung zur Verhütung des Schuldenmachens der Studenten. 1788.

Als ich den vorstehenden Aufsaz über die verfallene Haushaltung der meisten Gelehrten unserer Zeit im Jahre 1777 im zweiten Teile meiner vermischten Abhandlungen wieder abdrukken ließ, wagte ich, derselben einen Vorschlag anzuhängen, wie dem Schuldenmachen der Studirenden auf der Akademie vorzubeugen sei. Ich habe seidem von keiner Universität, ausser der Erlangischen, erfahren, daß etwas meinem Vorschlage sich näherndes geschehen sei. Indessen ist von den in Erlangen gemachten Verfügungen nichts zu meiner nähern

Kenntnis gelangt, als daß sie mit meinem Vorschlage ziemlich übereinstimmen. Dagegen aber habe ich so manches erneuertes akademisches Credit-Edikt seitdem gelesen, und mit verdrußvollem Bedauren bemerkt, daß man nur die alten vorlängst für unzulänglich erkannten Verordnungen erneuert, hie oder da bestimmt und erweitert hatte, aber gar nicht zu der einzigen wahren Maasregel schreiten wollte, nemlich zu dieser: „Es muß auf jeder Universität eine Ein„richtung sein, bei welcher ein Vater gewiß „sein kann, daß sein Sohn in seiner aka„demischen Oekonomie geleitet werde, die „Gewinnsucht der Einwohner dieselbe nicht „stören könne, ihn selbst aber niemand, der „dies dennoch wagt, mit Anfoderungen an „seine Casse beunruhigen dürfe."

Dahin muß es, insonderheit auf unsern deutschen Universitäten kommen. Und jezt

fange ich an zu hoffen, daß ich dies noch erleben werde. Denn eine der zahlreichsten Universitäten, nemlich Halle, hat dieß unter königlicher Autorität nunmehr getahn. Sie, nebst Erlangen, wird, so lange man nicht auf andern Universitäten eben dasselbe tuht, der Zufluchtsort für den Sohn eines jeden Vaters werden, der die Gefahren des akademischen Lebens kennt, und der, ohne noch seinem Sohne böse Neigungen anzumerken, weiß, wie bald sie entstehen, wie bald sie bis zur wildesten Ausschweifung aufbrausen können, wenn derselbe in eine Gesellschaft geräht, in welcher derjenige die meiste Ehre hat, der am meisten Geld aufwendet, und Schuldenmachen und am Ende um die Schuld betriegen, nie für Schande geachtet wird.

Wenn ich als Vater oder Vormund für einen jungen Studirenden zu sorgen hätte,

so würde ich diejenige Universität vorziehen, auf welcher die beste Wirthschaft unter den Studirenden bestünde, und alle andre Vorzüge, mit welchen eine Universität prangt, würden meine Wahl nicht für dieselbe bestimmen. Ist mein Sohn oder Pupille arm und studirt von Woltahten, so sind die Exempel andrer ihm dennoch gefährlich, auch dann, wenn ihm gleich von einer zahlreichen Landsmannschaft begüterter Jugendfreunde durchgeholfen wird. Ich habe so manchen jungen Mann gekannt, der unter diesen Umständen alle Wirthschaft verlohr, und, wenn er vorher sich aufs kräglichste hatte behelfen müssen, nach seiner Rükkunft bei der größten Einnahme, die er als Candidat oder in der ersten von ihm erlangten Bedienung nur wünschen konnte, immer in Verlegenheit geriebt. Ist der junge Mann so bemittelt, daß es auf ein tausend Tahler mehr oder weniger nicht

ankömmt, die in seinem akademischen Leben darauf gehen, so muß ich doch darauf hinaussehen, daß der junge Verschwender für alle Zwekke, zu deren Erlangung er in diesem Teile seines Lebens sich vorbereiten soll, gewiß werde verdorben werden. Laß die Universität, wo er lebt, die besten Lehrer, die beste Bibliothek haben; was gilt dieß für den jungen Wildfang, der nur auf sein Vergnügen sinnt. Wenn er es zu arg macht, so ist zwar das gewönliche Mittel, ihn von der Universität wegzunehmen, wo er ins Wilde gerahten ist, und auf eine andre zu versezen, wohin man ihm allenfalls einen Hofmeister mitgiebt, oder ihn einem Professor ins Haus und unter Aufsicht giebt. Aber damit ist selten etwas gebessert. Das Unglük ist Einmal geschehen. Es ist mit dem Hange zum übertriebenen Wolleben, wie mit der Liebe zum Trunk. Wer Einmal in beide hinein gerahten ist, kömmt

nicht leicht davon wieder zurük. In dieser Rüksicht vornehmlich sollten alle Regenten und alle von ihnen bestellten Curatoren der Akademie diese Sache ernsthaft zu Herzen nehmem. Die Akademie ist der Ort, wo fast alle, wenigstens die ersten, Geschäftsmänner sollen für den Staat zugezogen werden. Aber einen sinnlosen Verschwender, wie es so mancher auf der Akademie wird, und einen guten Geschäftsmann kann ich mir eben so wenig in Einem Begrif zusammen gedenken, als ein hölzernes Eisen.

Insonderheit aber muß ein solcher Vater sich vorzüglich an eine auf diesen Zwek eingerichtete Universität halten, der bei eingeschränktem Vermögen mit Mühe zu dem anständigen Auskommen eines zur Akademie gehenden Sohnes Naht gefunden hat, aber mit gegründeter Aengstlichkeit dem Falle entgegen sehen muß, da sein Sohn der

Versuchung nicht widerstehen kann, auch, nach Akademischem Ausdruk, dikke zu tuhn, und daß er für dessen Dikketuhn durch grosse seine Kräfte übersteigende Summen werde büssen, und seinen übrigen mehr versprechenden Kindern die Ressourzen entziehen müssen, die er für deren Fortkommen beiseite gelegt hatte. Ich könnte Bogen anfüllen mit Erzählung mir bekannter Vorfälle, da die Verschwendung Eines Sohnes auf der Akademie mit den nicht leicht aufhörenden Folgen derselben gute Eltern mit Jammer unter die Erde gebracht, und ganze Familien zu Grunde gerichtet hat!

Der Wetteifer unter den Deutschen Universitäten kann daher nichts anders, als Nachahmung einer so weisen Verfügung hervorbringen. Dann wird freilich weniger Geld auf diese Akademien kommen.

Aber was dahin gelangt, wird den Bürgern des Ortes zu gute kommen. Denn man nenne mir doch den Deutschen Universitäts-Ort, welchem von dem wilden Aufwande dieser Burschen in Kleidungsstükken, fremden Getränken, Lekkerbislein, die bei den sogenannten Italiänern verschlungen werden, u. dgl. m. wahrer Vorteil erwüchse. Man nenne mir den Ort, wo die Wirthe und andre Einwohner, die zu diesem hohen Wolleben der Bursche behülflich sind, reiche Leute würden, wenn dagegen ein wolgeordneter Aufwand derselben den Nahrungsstand in einer solchen Stadt allemal gründlich verbessert.

Vor dem Empfang dieser Verordnung erwartete ich zu erfahren, daß mein schon vor so vielen Jahren gedrukter Vorschlag bei dieser Verfügung mit zum Grunde gelegt wäre. Es würde der mir so wichtigen

Freuden Eine mehr gewesen sein, durch meine Schriften etwas so sehr gemeinnüziges bewirkt zu haben. Aber dies hat nicht Statt. Mein Freund, der einen grossen Anteil an dem Entwurf dieser Verfügung gehabt hat, schreibt mir, „es tuhe ihm „herzlich leid, daß er meinen Aufsaz nicht „dabei habe zu Rahte ziehen können, weil „er ihm ganz aus dem Gedächtnis gekom„men sei." Dennoch aber ist diese Verfügung mit meinem Vorschlage im wesentlichen so einstimmig, daß mir eine andre völlig so grosse Freude daraus erwächst. Denn Freude ist es allemal, zu sehen, daß Ueberlegungen über die zu einem guten Zwek führenden Mittel, wenn gleich von mehreren Männern gesunden Verstandes und gesunden Herzens gemacht, doch so natürlich mit einander zusammen treffen.

Ich kann mir indessen nicht verbieten, diese im Ganzen so weise Verordnung mit

einigen Anmerkungen und mit Vorschlägen noch rahtsam bleibender Neben-Verfügungen zu begleiten. Dies in seiner Art neue Werk wird gewiß nicht von deren würdigen Urhebern als ein vollendetes Werk angesehen werden, selbst nicht dem in seinen Bemühungen für die Wissenschaften, und insbesondere für die unter seine Vorsorge gestellten Akademien so hellsehenden von Zedliz, der dasselbe leitete und befestigte. An jenen mangelhaften Akademischen Credit-Gesezen ward ja und wird noch immer geflikt und vermeintlich gebessert. Bei dieser Verordnung wird es keines Flikkens, vielweniger eines Umänderns bedürfen. Das ganze ist schon von Anfang an zu gut und zwekmäßig. Aber sie wird vors erste noch einer gewissen Nacharbeit fähig bleiben, und vielleicht werden einzelne meiner Anmerkungen für diese zuträglich sein.

Verordnung

wegen Etablirung eines Administrationskollegiums zur Verhütung des Schuldenmachens der Studenten in Halle.

Schon oft ist über das Schuldenmachen der Studenten auf Universitäten geklagt worden, und es ist nicht zu läugnen, daß die zeitherigen Credit-Geseze diesem Uebel nicht abgeholfen haben, so wie es auch bekannt genug ist, daß, bloß in pädagogischer Rüksicht, das Schuldenmachen ein Uebel von den schlimmsten bleibt, inmassen der Student durch die Leichtigkeit, Credit zu finden, zu ausschweifenden Ergözlichkeiten gereizt, von zwekmässiger Anwendung der Zeit abgehalten, durch die Sorge wegen Wiederbezahlung zerstreut, und gerade zu der Zeit, da sein Charakter Stetigkeit erhalten soll, von Sparsamkeit, Fleis und

Ordnung, die doch in seinem künftigen geschäftigen Leben von Glük und Wolstand unzertrennlich sind, abgewönt wird. Das Ober-Curatorium der hiesigen Universitäten hat daher schon vor einigen Jahren einen deshalb entworfenen Plan mehreren hiesigen Universitäten zur Prüfung vorgelegt, und findet kein Bedenken, diesen Plan unter einer für das moralische Beste der Untertahnen so aufmerksamen Regierung ins Werk zu richten. Zuvörderst aber ist zu bemerken, daß hiedurch die Freiheit der Eltern und Vormünder nicht eingeschränkt wird, sondern jedem Vater und Vormund fernerhin frei steht, seinem Sohn und Mündel die völlige uneingeschränkte Oekonomie über das ihm bestimmte Geld zu überlassen, es sei aus Zutrauen zu dem jungen Menschen, oder um ihn zur unbeschränkten Anwendung seines Einkommens zu gewöhnen, oder auch, um ihn während seiner Universitäts-

Jahre die sogenannte akademische Freiheit in vollem Maaße geniessen zu lassen.

Nur versteht sich dann von selbst, daß gegen einen solchen Studenten alle bisherigen Geseze gelten. [1])

1) Für die der Commission nicht untergeordnete Studenten müssen keine andre, als die allgemeinen im Staate bestehenden Geseze wieder schlechte Schuldner gelten. Vielleicht werden auch diese hier unter dem Ausdruk, bisherige Geseze, verstanden. Zwar habe ich selbst in meinem Vorschlage, angegeben, daß die bisherigen akademischen Credit-Geseze für solche junge Leute bestehen könnten. Aber ich gestehe, daß ich dieß damals nicht überlegt habe. So schlägt es auch Herr Prof. Ehlers im 2. Teil seiner Winke für Fürsten S. 482 vor: „Daß alle „Eltern oder Vormünder, welche die „Wechsel nicht an die Commission ad„dressiren, in die Verpflichtung gesezt

„werden, alle Schulden ihrer Söhne
„und Mündel am Ende zu bezahlen."
Dieß liegt in der Natur der Sache.
Denn der Vater oder Vormund, welcher einen jungen Mann auf eine Universität sendet, welche in dieser Commission ihm das Mittel anbietet, sein oder des jungen Mannes Vermögen gegen alle aus dessen Leichtsinn zu besorgende Folgen zu sichern, erklärt eben dadurch, da er sich nicht an diese Commission wendet, stillschweigend, daß er diesem Vorteil entsage, und sich, wie den jungen Mann, allen diesen Folgen blos zu stellen willig sei.

Indessen lassen sich Wege vorschlagen, oder vielmehr, ich habe sie schon vor zehn Jahren vorgeschlagen, wie man auch junge Männer und deren Familien vor wildem Schuldenmachen sichern kann, wenn man gleich aus andern guten Gründen ihnen die Wirthschaft mit einem bestimmten etwas reichlichen Jahrgehalte auf der Akademie überläßt. Ich werde dies zum Inhalt

eines diesen Anmerkungen anzuhängen-den Zusazes machen.

Also blos für diejenigen, die daran Teil nehmen wollen, und die jährlich 150 Rthlr. und mehr zu verzehren haben, (weil unter 150 Rthlr. Niemand als Student in Halle ankommen kann) ist unter dem Namen eines

Administrations-Collegiums

eine aus drei Personen, (die sich durch hinlänglich bestellte Caution gegen das Curatorium und die Universität verbürgt haben) bestehende Commission niedergesezt worden, welche die Oekonomie der ihnen angewiesenen Studenten, ohne sich in die den Studenten frei bleibende Wahl der Lehrer, des Hauswirths, des Speisewirths, der Handwerker zu mischen, besorgen, und dafür haften soll, daß der ihnen übergebene Stu-

denten die nach dem von den Eltern und Vormündern bestimmten Etat ausgesezten Gelder zwekmässig verwendet, und ausser dem keine Schulden macht; und wofür statt einer Vergeltung dem besagten Administrations-Collegium $3\frac{1}{3}$ Procent des dem Studenten bestimmten Geldes, und mehr nicht, gezahlet werden soll.

Um die Verwaltung der Gelder eines auf der Universität seienden Studenten diesem Administrations-Collegium, dessen ganze Verfassung sogleich näher angezeiget werden soll, zu übertragen, ist nötig,

1) daß Eltern und Vormünder an dieses Collegium unter der Addresse: An das Administrations-Collegium in Halle, postfrei schreiben, das Quantum, welches der Student jährlich verzehren mag, anzeigen, und sich sodann den ausführlichen Etat nach

Maasgabe der zur Nachricht des Publikums hiebei gefügten mehrern Etats, anfertigen lassen.

2) Daß sie die dem Studenten bestimmten Gelder in vollwichtigem Gold oder Courant zu der verabredeten Zeit, es sei viertel- oder halbjährig, an das Collegium, und zwar pränumerando postfrei einsenden, oder gewärtigen, daß, wenn die Gelder 4 Wochen vor Ablauf des bestimmten Termins nicht einlangten, das Administrations-Collegium, das sich mit Vorschüssen nicht abgeben kann, sodann das Ausbleiben der Gelder für eine stillschweigende Erklärung annehme, daß ihre Verwaltung der Gelder eines solchen Studenten aufhören, und dieser seiner eigenen Disposition überlassen werden soll.

3) Daß wenn, wie es denn freilich am

besten ist, ein Student gleich bei seinem Anzug auf die Universität, der ökonomischen Vorsorge dieses Collegiums übergeben werden soll, es vorteilhaft sein würde, wenn Eltern und Vormünder bereits vor seiner Ankunft den Etat mit dem Administrations-Collegium festgesezt, das Collegium vor der Ankunft benachrichtigt hätten, und auch sofort die zu seiner ersten Einrichtung erforderlichen Gelder mitschikten.

4) Dagegen denn die Eltern und Vormünder quartaliter die Berechnung der verausgabeten Gelder von dem Administrations-Collegium erhalten, und wenn sie glauben, sich über dieses Collegium beschweren zu können, deshalb an den Prorector oder den Senatum academicum, als die unmittelbare Instanz des Administrations-Collegiums, sich zu wenden haben.

Die Einrichtung und Beschaffenheit dieses Collegiums ist folgende:

§. I.

Dieses Collegium hat blos mit Verwaltung der Jahrgelder der Studenten zu tuhn, und zwar nur derjenigen Studenten, die ihm von Eltern, Vormündern, oder Pupillen Collegien angewiesen sind.

§. II.

Es hat den Namen eines Administrations-Collegiums, unterschreibt sich auch mit Weglassung aller Titulaturen dergestalt, und unter dieser Addresse wird mit ihm gleichmässig correspondirt.

§. III.

Es bestehet aus drei Personen,

1) einem Correspondenten,

2) einem Rendanten,

3) einem Controlleur, welcher zugleich

die Secretariats-Geschäfte, als Ausfertigung der Atteste, Führung der Protocolle ꝛc. besorgt. Alle drei werden von dem Officio academico verpflichtet.

§. IV.

Die Geschäfte des Correspondenten bestehen darin, daß er

a) die an das Collegium eingehenden Briefe erbricht, und das præsentatum darauf sezt.

b) Daß er, wenn Gelder mit der Post eingehen, den Postzettel, wenn er die eingekommene Summe in sein Buch eingetragen, dem Rendanten und Controlleur, welche den Zettel zeichnen, zustellt, um das Geld selbst von der Post holen zu lassen.

Wenn Gelder hingegen auf andere Art eingehen, z. E. wenn sie durch Kaufleute,

oder durch ankommende Studenten gezahlt werden, muß er solche sofort an den Rendanten abliefern, und nur ein von dem Rendanten und Controlleur ausgestellter Empfangschein, welcher den Eltern, Vormündern ꝛc. ꝛc. sofort zugesandt wird, ist gültig.

c) Daß er, nach Maaßgabe der von Eltern und Vormündern geschehenen Bestimmung der Jahrgelder, ihnen die Etats anfertiget.

d) Daß er die etatsmäßigen Ausgaben an die Casse assigniret.

e) Daß er die viertel- oder halbjährigen Rechnungen, von dem Studenten attestiret, den Eltern ꝛc. jedesmal zuschikt.

f) Daß er, falls von den Eltern oder Vormündern ꝛc. ꝛc. Anfragen gemacht wer-

den, oder falls sich besondere Vorfälle ereignen, mit denselben correspondire. [2])

2) Diese Correspondenz kann für Einen Mann bei weitem zu beschwerlich werden. Es muß die Regel dabei sein, daß er auch dem vornehmsten Mann nicht in Form eines Briefes, sondern eines Promemoria mit blosser Unterschrift seines Namens schreibe.

Von den meisten dieser Briefe müssen Abschriften behalten werden. Es gibt wunderliche Väter, die der Commission wunderliche Dinge anmuhten, und mit keiner Antwort die man ihnen giebt, zufrieden sein, dann aber der Commission keinen guten Namen machen möchten. Also muß dem Correspondenten ein Copiist zu Hülfe gegeben werden, welcher alle Antworten ins Copiebuch trägt, die mehr als blosse Abrechnung enthalten, über welche die Rechnungsbücher hinlängliche Nachweisung geben.

Aber auch bei diesen Rechnungen

wird der Copiist schon sehr nötig werden. Denn einige hundert solcher Rechnungen, welche fast alle zu Einer Zeit ausgefertigt werden sollen, sind für Einen Mann zu viel.

g) Daß er beständig Acht habe, daß die approbirten Etats in keinen Fall überschritten werden.

h) Daß er Acht habe, daß der Student weder von Kaufleuten noch Handwerksleuten übertheuert werde. [3])

3) Ueber das Detail hievon wird verschiedenes zu verfügen nötig sein, damit der Correspondent nicht mit zu vielen Kleinigkeiten behelligt werde. Doch ist dieß für die Verordnung sowol, als für meine Anmerkungen zu umständlich.

§. V.

Der Rendant

a) hebet die Gelder ein, entweder von

der Post, oder wie oben ad b bemerkt, vom Correspondenten, legt sie in den mit zwei verschiedenen Schlössern versehenen Kasten, zu dem der Controlleur den zweiten Schlüssel führt, und trägt die Summe in das Berechnungsbuch, in welchem jeder unter Administration stehender Student sein eigenes Folium hat.

b) Das Berechnungs-Manual wird in 2 Colonnen geführt, in Gold und Courant; und wenn ersteres eingesendet wird, ist Rendant verbunden, solches nach dem zu der Zeit existirenden Agio in Einnahme zu stellen, und solches durch einen Attest des Banquier oder Wechslers gehörig zu belegen.

c) Die Etatsmässigen Gelder zahlet der Rendant, nachdem der Correspondent die eingereichten und von dem Studenten attestirten Rechnungen oder Quitungen assignirt hat, so wie auch das in dem Etat dem

Studenten festgesezte monatliche Taschengeld zu Frühstük und Abendessen ꝛc. ꝛc. an den Empfänger, und trägt solche sofort zu Buche.

d) Bei dem Schluß eines jeden Quartals ist der Rendant verbunden, wie oben bereits erwähnt worden, die Berechnung eines jeden Studenten aus dem Berechnungsmanual auszuziehen, von dem Studenten attestiren zu lassen, und dem Correspondenten zur weitern Besorgung zu übergeben.

e) Der Rendant muß sich der Cassen-Revision, so oft das Officium academicum solche für nötig erachtet, gehörig unterwerfen.

f) Auch zur Sicherheit der Casse eine hinlängliche Caution leisten.

g) Uebrigens wird er nach Maasgabe der ihm übergebenen besondern Instruction und nach dem Königl. Cassen-Edict behandelt.

§. VI.

Der Controlleur unterziehet sich eben diesem Cassengeschäfte, wie der Rendant, führt dergleichen vorschriftsmässige Rechnungen, und darf nicht zugeben, daß die Gelder ohne sein Vorwissen weder eingenommen noch ausgegeben werden, zu welchem Ende derselbe den zweiten Schlüssel zur Casse führt, und hinlängliche Caution bestellt. Insbesondere aber ist der Controlleur verbunden, über alle vorkommende Auszahlungen (die Honoraria für Collegia, welche blos gegen von dem Studenten attestirte Quitungen bezahlt werden, davon ausgenommen) ein Protokoll zu führen, und von dem Empfänger unterschreiben zu lassen.

§. VII.

Der zeitige Prorektor und das Officium academicum werden hauptsächlich Sorge tragen, daß

a) Das Administrations-Collegium bei der Casse selbst die genaueste Ordnung und Tähtigkeit, dem Reglement, Cassen-Edicte und den Instruction der Officianten gemäß, beobachte.

b) Daß, wenn zwischen dem Administrations-Collegium und den Studenten oder Empfängern des Geldes ꝛc. Streit entstehen sollte, solcher sogleich entschieden werde, damit der Lauf der Sache nicht gehemmet werde.

c) Daß die Cassen-Revision längstens alle Monate vorgenommen, und ein Protokoll darüber jedesmal angefertigt werde.

d) Daß, wenn viele Gelder, welche

das Verhältnis der Caution übersteigen, einkommen sollten, solche in einen besondern Kasten geschlossen werden, wovon das Officium academicum einen Schlüssel, den zweiten aber der Rendant bewahret, und daß davon successive zur currenten Ausgabe dem Rendanten und Controlleur die nötigen Summen daraus verabfolget werden.

e) Daß zu Ende eines jeden Quartals eine Haupt-Revision gehalten, alle Rechnungsbücher abgeschlossen, das Berechnungs-Manual, welches die speciellen Rechnungen der Studenten enthält, einzeln nachgesehen, und der Bestand gehörig übertragen werde.

f) Daß gegen das Ende eines jeden Quartals durch einen Anschlag am schwarzen Brette öffentlich bekannt gemacht werde, daß jedermann, der von dem Administra-

tions-Collegium noch etwas zu fodern hat, sich längstens binnen 4 Wochen nach Ablauf des Quartals bei Verlust seiner Foderung melden müsse, damit das Officium academicum sich versichert halten könne, daß die Quartals-Abrechnung mit den Studenten ihre Richtigkeit haben.

§. VIII.

Für die Besorgung dieses Administrations-Geschäfts werden drei und ein drittel Procent, und also vom Hundert 3 Rthlr. 8 Gr. zu Besoldungen, Hausmiethen, Holz, Briefträgerlohn, Schreib-Materialien und andern Ausgaben, von dem jährlichen Quantum, welches dem Studenten bestimmt worden, abgezogen, welches Eltern und Vormünder ꝛc. um so billiger finden werden, da sie dadurch versichert sind, daß ihre Söhne und Pflegbefohlne keine Schulden machen, und das ihnen jährlich bestimmte Quantum,

ausser ganz besondern Fällen, als Krankheit, Unglük ꝛc. nicht überschreiten können.

§. IX.

Da durch das Administrations-Collegium alle notwendige Ausgaben des Studenten ausgezahlet werden, so kann derselbe keine legale Schulden contrahiren, sondern es werden alle seine Schulden, welche er ohne besondere Einwilligung des Administrations-Collegiums bei ausserordentlichen nicht vor-aus zu sehenden Fällen contrahiret, für solche erkläret, worüber gar keine Klage, weder so lange er auf der Universität bleibt, noch, wenn er solche verlassen hat, ange-nommen werden kann. Sollte indessen der Student ohne sein Verschulden in solche Umstände gerahten, daß er Ausgaben machen müßte, welche auf dem Etat nicht enthalten sind, oder dazu nicht hinreichen, so hat er solches dem Officio academico anzuzei-

gen, damit dieses das erfoderliche an das Administrations-Collegium veranlassen könne, welches die Notwendigkeit solcher Ausgaben zu beurteilen hat, solche nach Befund der Umstände bewilligen, und wegen ihrer Bezahlung an seine Eltern und Vorgesezten schreiben, oder denselben mit einem Attest versehen muß.

§. X.

Es kann daher auch kein Student Pfandschulden contrahiren, sondern es muß, wenn derselbe etwas von seinen Sachen versetzen sollte, das Pfand unentgeltlich herausgegeben werden, es mögen die Pfandinhaber Privatpersonen, oder das Hallische Addreßhaus sein, (als welches nach Maasgabe des Reglements vom 8ten März 1759, §. 2, in diesem Fall vor andern Pfandinhabern keine Vorzüge hat,) und falls sich Unterhändler dazu sollten gebrauchen lassen, so daß der

Pfandgläubiger nicht wissen könne, daß das Pfand einem Studenten gehöre, so sollen dergleichen Unterhändler nicht allein öffentlich gewarnet, sondern, wenn sie davon überwiesen, bei ihrer Behörde zu nachdrüklicher Strafe und zu Bezahlung des Pfandschillings unausbleiblich angezeiget werden.

Wie denn auch dem Administrations-Collegium, und insonderheit dem Correspondenten zur Pflicht gemacht wird, bei den ihnen zur Verwaltung anvertrauten Studirenden fleissig nachzuforschen, ob sie etwa eines oder das andere von ihren Sachen versezet haben, zumal wenn sie etwas von ihren Kleidungsstükken vermissen, oder sonst Zeichen der Nachlässigkeit und Unordnung in ihrem Aeussern wahrnehmen sollten. 4)

4) Auch hierin wird es nötig werden, die Modalität durch sorgfältige Vorschriften zu bestimmen. Insbesondre wird

es schwerer halten, das leichtsinnige Verkaufen der Habseligkeiten eines Studenten zu verhüten, der sich durch die Commission zu sehr eingeschränkt glaubt. Es muß aber doch auch darauf sehr gesehen werden.

§. XI.

Da nach dem §. 9. kein Student, dessen Gelder administrirt werden, ohne Vorwissen des Administrations-Collegiums über Stubenmiethe, Mittagsessen, Bettzins, Waschgeld, Kleidungsstükke ꝛc. gültig contrahiren kann, so müssen alle diejenigen, welche über diesen Gegenstand sich auf eine gültige Art einlassen wollen, zuförderst darüber bei besagtem Administrations-Collegium Genehmigung einholen, damit der Etat des Studenten nicht überschritten werde. Es wird zu diesem Ende den Pedellen ein Verzeichniß von allen unter dem Administrations-Collegium stehenden Studenten übergeben

werden, bei welchem jedermann, der mit einem Studenten contrahiren will, mit Anzeigung dessen Vor- und Zunahmens und Vaterlandes, ob derselbe in der Verwaltung gedachten Collegiums stehe, oder nicht, Nachricht einziehen, und sich darüber von dem Pedell zur Legitimation einen Schein erteilen lassen muß.

§. XII.

Sollte gleichwol jemand mit einem unter Administration stehenden Studenten wissentlich, oder ohne die vorschriftsmäßige Erkundigung eingezogen zu haben, über die in §. 11. benannten Artikel ohne vorgängige Genehmigung des Administrations-Collegiums contrahiret haben, so werden die aus einem solchen Contracte entstehenden Foderungen hierdurch für ibegal erkläret, und wird darüber keine rechtliche Klage bei dem akademischen Gericht angenommen. [5])

5) Ein wichtiger, hiemit im Zusammenhange stehender Punct ist das Anleihen der Wucherer auf Verschreibungen, die nach erlangter Volljährigkeit, oder nach dem Anfall einer von dem jungen Verschwender zu hoffenden Erbschaft allererst zahlbar sein sollen. Zwar werden dieselben für den Wucherer schon bedenklicher werden, wenn sie, wie alle übrige mit dem Studenten contrahirte Schulden, der unter dem Curatel der Commission stand, für durchaus ungültig erklärt werden. Aber man weiß, wie beide Parteien, der Wucherer und der Unmündige, dieser Bedenklichkeit durch das spätere Datum der Verschreibung ausweichen. Dann giebt es auch so manchen, der Ehren halber dem Vorteil entsagt, den ihm die Geseze in Rüksicht auf seine dermalige Unmündigkeit gewähren. Es muß also noch etwas mehr hinzukommen: allenfalls die Landesherrliche Verordnung, daß der Wucherer in einem rechtlich erwiesenen Fall dieser Art den ganzen Belauf dieser Verschreibung als Geldstrafe zahlen

solle, er habe wenig oder viel darauf ausgetahn, und der Schuldner bezahle ihm hintennach oder nicht.

Auch heißt es hier: Bei dem Akademischen Gericht. Freilich bringt es die Natur der Sache mit sich, daß kein anderes Königl. Preussisches Gericht irgend eine Klage dieser Art als gültig annehmen werde. Aber es wäre doch für die Studenten aus den Landeskindern zu wünschen, daß ein Königlicher Befehl dies allgemein verfügte, da diese blos für die Universitäten geltende Verordnung nichts für Allgemeine statuiren kann. Durch eine Königliche Erklärung, daß Se. Majestät alle dergleichen Foderungen auch an Ausländer für illegal erklärten, und den Magistraten der Universitätsstädte oder allen Dero Civil-Beamten untersagten, dieselben durch Vorschreiben an auswärtige Gerichte zu unterstüzen, würde auch für den ausser Landes lebenden Vater kräftig gesorgt sein.

Mir scheint es auch rahtsam, einem jeden, der unter seiner väterlichen Gewalt einen jungen Menschen zur Akademie befördert, und ihn der Commission untergeordnet hat, einen Attest darüber auszufertigen, in welchem unter Anführung des Landesherrlichen Befehls es hiesse: „daß dem zufolge „alle Foderungen Königl. Preussischer „Untertahnen an ihn sowol, als an „seinen Sohn oder Pupillen wegen „solcher Schulden, die ohne Wissen „der Commission contrahirt worden, „für ungültig erklärt würden."

Dies ist ein wichtiger für den Hauptzwek durchaus notwendiger Umstand. Die strengsten Akademischen Credit-Edikte sind hauptsächlich deswegen fruchtlos geblieben, weil sie die Nachahmung eben dieser Schulden, von welchen der Student bei dem Akademischen Magistrat freigesprochen wird, nicht hemmen, ja einige derselben sie sie sogar erlauben, und den Gläubiger darauf verweisen.

Aber noch Einer grossen Schwierigkeit ist zu begegnen. Schon jezt suchen die Juden und andre Wucherer dadurch dem Nachteil auszuweichen, der ihnen aus den bisherigen an sich so unzulänglichen akademischen Credit-Gesezen entstehen kann, daß sie sich mit andern ihres Gewerbes in Verbindung sezen, die in fremdem benachbarten Gebiete wohnen. Da sagt z. B. der Göttingische Jude dem bei ihm Geld suchenden Studenten: Mein! ich darf ja nicht. Aber da habe ich einen Freund in Cassel oder Duderstadt. Da will ich dem Herrn ein Briefchen an geben, und derselbige Freund wird dem Herrn helfen, so gut als er denn kann.

Zwar würde ich als Vater oder Vormund dem Wucherer nichts bezahlen, der mit meinem Sohne oder Pupillen ausser dem bekannten Orte seines Aufenthalts einen solchen wucherlichen Contrakt eingegangen wäre. Aber ob alle Gerichte eine solche Foderung abweisen, ob sie dem Kläger sagen würden: da

hast betrieglich gehandelt, weil du es wissen konntest, daß der junge Mann durch Geseze und Verfügungen an dem Orte seines Aufenthalts Creditlos wäre, weiß ich nicht. Indessen läßt sich, wie mich dünkt, dieser böse Schleichweg auf dreierlei Art versperren:

1) wenn der Landesherr in Ansehung der Studirenden auf seiner Universität, sie mögen Landeskinder oder Ausländer sein, das tuht, was ein jeder Privatmann für den unter seiner väterlichen Gewalt stehenden jungen Mann tuhn kann. Wenn dieser denselben unter gehöriger Publicität Creditlos macht, so gilt dieß für ein jedes Gebiet. Wenn auf eben die Art der Landesherr in den öffentlichen Blättern seines Staats, und in einer oder der andern ausländischen Zeitung alle auf der Landes-Akademie studirende für Creditlos, auch ausser den Grenzen seiner Staaten, erklärte, so würde der Wucherer einsehen, daß er hintennach mit keiner gültigen Klage ihn angreifen könne.

Man wird einwenden, dadurch geschehe solchen Studenten zu nahe, welche der Commission nicht untergeordnet sind, und man könne ihnen den Credit nicht in fremdem Gebiete abschneiden, den man ihnen auf der Akademie frei läßt. Aber eben deswegen werden diese auch keinen Credit über die Grenze suchen dürfen. Zum Ueberflus aber könnte man einer solchen Proclamation anhängen, daß eine Schuldverschreibung von denselben, ausser der Grenze des Landes, nur dann als gültig angesehen werden solle, wenn derselben ein von der Commission eingeholter Attest beigelegt oder angefügt sei, daß der Schuldner an dem Dato der Verschreibung nicht der Commission untergeordnet gewesen sei. Eben diese Verfügung aber mögte wol auf der Akademie selbst allgemein gemacht werden müssen. Dadurch würden die Schulden eines jeden in seiner Freiheit gelassenen Studenten um so viel gültiger, wie sie es billig sein müssen. (Man s. meine Anmerk. 1) S. 260. f.) Aber sie würden auch auf

eine gelinde Weise erschwert werden, weil sich doch mancher nicht gar leichtsinnige Jüngling schon davor scheuen würde, wenn sein Schuldenmachen zur Wissenschaft der Commission jedesmal gelangte.

2) Wenn der Landesherr mit den benachbarten Staaten darüber handelte, und diese in ihrem Gebiete das behufige bekannt machten. Dies müßte ja nicht schwer halten. Denn welcher Staat kann darin einen Vorteil für seine Untertahnen finden, daß ihnen frei bleibe, mit fremden, eigentlich doch unmündigen Leuten, wucherliche Contracte zu schliessen? Am zuträglichsten aber wäre es für die von vielen benachbarten Staaten begrenzten Universitäten, wenn

3) zu den bei Errichtung deutscher Universitäten noch immer nötigen Privilegien Kaiserl. Majestät auch dieses nachgesucht würde: „daß alle auf zehn „Meilen in die Runde umher von „Studenten ohne Mitwissen des aka-

„demischen Senats eingegangene Con=
„trakte und Verschreibungen ungültig
„sein sollten."

Das einzige Uebel, welchem noch in allen diesen drei Wegen Raum gelassen würde, wäre denn noch, daß ein Student über der Grenze etwas versezte. Dies aber wäre nur bei einem nahe gelegenen fremden Orte, als z. E. Bovenden bei Göttingen, bedenklich, vielleicht aber auch bei einem billigen benachbarten Fürsten leicht zu stören.

§. XIII.

Wenn jemand hingegen die Aufsicht über seinen Untergebenen einem Hofmeister oder sonst einer Privatperson die Verwaltung dessen Gelder übergiebt, so bleibet ein solcher Student den bisherigen akademischen Creditgesezen unterworfen. [6])

6) Aber auch der mit einem Hofmeister auf der Akademie erscheinende Student

müßte, was auch diese Geseze sagen, nimmer in Anspruch genommen werden dürfen von Leuten, die ihm ohne seines Hofmeisters Mitwissen creditiren. Dies liegt ganz in der Natur der Sache, und, weil man dieser Regel bisher nicht gefolgt ist, so ist daraus hauptsächlich erfolgt, daß so wenig junge Männer unter ihren mitgesandten Hofmeistern auf der Akademie gut gerahten. Denn eben dies, daß sie mit einem Hofmeister erscheinen, ist eine Ankündigung an die Gewinnsüchtigen, daß sie reicher Eltern Kinder sind. Da kömmt Jude und Christ, Krämer, Gastwirth, Caffee-Schenke, und bietet dem jungen Herrn Credit an. Der Hofmeister wird es zu stören suchen, wenn er es erfährt. Aber für alles, was er nicht erfährt, wird er nachher eben so gut angelaufen, muß zur Zahlung verhelfen, und wird am Ende von den Eltern als vollkommen verantwortlich angesehen.

Aber es giebt unter den Hofmeistern einen grossen Unterschied. Einige sind

zuverlässige gute Männer, und werden für solche von den Eltern anerkannt und den Söhnen mitgegeben. Andre sind es nicht, oder die Eltern sind ungewiß, wie viel sie ihnen in Ansehung der Oekonomie ihrer Söhne überlassen können. Sie haben allenfalls einen älteren unbemittelten Jugendfreund ihrem Sohne mitgegeben, um ihn zu leiten, nicht zu regieren, und mit ihm auf ihre Kosten zu studiren. Wieder andre werden blos zum Staat mitgesandt. Mir ist ein Beispiel bekannt, daß ein junger Mann, bürgerlichen Standes, ohne Wissen seines Vaters einen ältern schon durchstudirten und durchgelukkerten Freund auf die Akademie nachkommen ließ. Denn der junge Herr wollte den Baron spielen, fand aber, daß damals alle wirkliche Barone auf der Akademie Hofmeister hatten; und so mußte er auch ja den seinigen haben.

Solcher Hofmeister und ihrer Untergebenen darf sich nun freilich die Com-

mission nicht annehmen. Aber der übrigen kann und muß sie sich, meiner Meinung nach, sehr annehmen, und zwar in dreierlei Wegen, wovon ich im Zusaze mehr sagen werde.

Eltern, welche es gerahten finden, die Verwaltung der Gelder ihrer Söhne andern Privatpersonen zu übergeben, könnte die Commission zwar auch zu Hülfe kommen, und sie vor bösen Schuldenmachen sichern. Durch unser Avertissement, „keinem der unter unsrer „Aufsicht stehenden Eleven ohne Rük„rede mit mir oder Herrn Professor „Ebeling, oder ohne von uns er„fahren zu haben, von wem „einzelne derselben in Anse„hung ihrer Ausgaben abhän„gen, Credit zu geben, vielweniger „denselben anzubieten, weil widrigen„falls niemand sich der Bezahlung an„nehmen wird," bewirke ich dies, ohne öffentliche Autorität, eben so gut für Eleven meines Instituts, deren Geld nicht durch meine Hände geht, als für

die übrigen. Es könnte also festgesezt werden, daß keine Schuld gültig sei, die von einem Studenten ohne Vorwissen des Privatmannes contrahirt worden, dem die Verwaltung von dessen Geldern übergeben sei, und welchen jedermann bei der Commission zu erfragen hat. Aber aus andern Ursachen mögte ich für eine Universität zu dieser Maasregel keineswegs rahten. Denn wenn eine solche Commission niedergesezt worden ist, so müssen Väter, die der guten Wirthschaft ihrer Söhne nicht ganz trauen, von allen andern Wegen abgelenkt werden, sich sicher zu stellen. Auch mögte die Gewinnsucht einzelner Einwohner rege werden, ein Gewerbe für sich daraus zu machen, und allenfalls einen solchen Vater für zwei Procent zu bedienen, wenn das Administrations-Collegium $3\frac{1}{3}$ Procent verlangt. Mancher Krämer mögte auch ohne Commissions-Gebühr solche Commissionen von bemittelten Vätern an sich zu ziehen suchen, um dem jungen Herrn fein viel Waaren aus seiner

Boutike anzuhängen. Dann würde er das Creditiren andrer zwar mächtig zu verhindern wissen, aber selbst, so lange es gehen will, die ihm nun sichre Zahlung von dem an ihn gelangenden Gelde vorausnehmen. Mancher einfältige Vater würde solchen Leuten die Commission geben, wenn er von dem Hauptvorteile sicher wäre, daß sein Sohn keine gültige Schulden machen könne.

§. XIV.

Sollten sich übrigens nicht voraus zu sehende Vorfälle ereignen, welche dieses Reglement und die speciellen Instructionen der Officianten nicht genau bestimmt haben, so wird solches von dem Officio academico dem Curatorio sofort angezeiget, um die Entscheidung darüber zu erwarten.

Berlin, den 18ten Februar 1787.

Zedlitz.

Etat No. I.

über dasjenige, was ein Student auf der Universität Halle jährlich zur höchsten Nothdurft braucht.

No.				Rthlr.	gr.
1	Stubenmiethe . .			10	:
2	Aufwartung . .			10	:
3	Mittagstisch à 14 gr. die Woche			30	10
4	Morgenbrod à 2 pf. täglich			2	13
5	Abendbrod à 10 pf. täglich			12	13
6	Wäsche . .			6	:
7	Bette . . .			5	:
8	Zur Unterhaltung des Anzugs, Schuh und Stiefeln .	11 Rthlr.			
	Ausbesserung der Kleider . .	3	:		
	Zu Strümpfen .	3	:		
				17	:
9	Collegia, vier im halben Jahre			32	:

10 Bücher dazu	. .	4	=
11 Zwei Klaftern Holz	.	12	=
12 Lichte, oder Oel zur Lampe, wöchentlich 3 gr.	. .	6	4
13 Schreibmaterialien	. .	2	=
	Summa	149	16

Bemerkungen dabei.

1) Diesem Etat ist es gleich anzusehen, daß er nur auf das Unentbehrliche eingerichtet ist, daß der Student, welcher sich darnach einrichten muß, alles sehr genau einzuteilen hat, und daß er nicht die allerkleinste Depense zu seinem Vergnügen machen kann.

2) Seine Stube ist zwar klein, aber bewohnbar; sein Mittagstisch zwar so, daß er notdürftig dabei leben kann, aber nicht delikat. Mit der Kleidung muß er sehr ordentlich und sparsam umgehen, und sein

mitgebrachter Anzug muß seine ganze Universitäts-Jahre aushalten; wenn aber etwas abgehet, muß solches von Eltern und Vormündern besonders ersezt werden. Mit Holz und Licht muß er genau wirthschaften, und sein Morgen- und Abendbrod darf nie die gesezte Summe überschreiten; für Caffee und Bier darf er schlechterdings nichts ausgeben.

3) Ausserordentlichen Unterricht in Sprachen, Musik, u. s. w. kann er gar nicht nehmen, oder er muß, was dazu nötig ist, durch etwas anders ersezen.

4) Zugleich ergiebt sich aus diesem Etat die Ursache, warum die Studenten bisher so viele Schulden gemacht haben. Sie besteht guten Teils darin, daß die Eltern und die Studenten selbst geglaubt haben, sie könnten für 150 Rthlr. jährlich sehr gut und reichlich leben; man hat aber darin

geirret, und alle haben deswegen dem Nahrungsstand äusserst zur Last fallen müssen.

5) Die Differenz von diesem Etat bis zu einem jährlichen Quantum von 200 Rthlr. ist noch nicht so beträchtlich, daß deshalb ein besonderer Etat anzufertigen notwendig wäre, weil in diesem alle Bequemlichkeiten fehlen, die man sonst wol allgemeine notwendige Bequemlichkeiten nennen könnte, als Bier zum ordinairen Trunk, Caffee, Frisiren, Rasiren u. s. w. Im Fall aber auch diese einem Studenten, der jährlich 200 Rthlr. zu verzehren hat, versaget werden müssen, so dürfte das übrige auf Privatunterricht und notdürftige neue Kleidung noch nicht einmal ganz zureichend sein. Daher sind noch besondere Etats von 300 und 400 Rthlr. beigefüget. 7)

7) Mir sei nur eine Anmerkung zu diesem Etat erlaubt.

Dieser Etat beweiset, daß eigentlich kein Student, der für sein Geld lebt, sich in Halle mit 150 Tahlern erhalten könne. Denn nach dieser Rechnung, hat er nach Bestreitung alles notwendigen, nur über 8 Gutegroschen jährlich zu disponiren. Zwar bietet Halle den ganz Geldlosen Studirenden mancherlei Hülfe an. Aber auch dem jungen Manne muß Raht geschaft werden, der genau nur auf 150 Tahler rechnen, aber nach seiner Lage, Art der Studien und in anderer Rüksicht nicht auf dem Waisenhause und Pödagogium Unterricht geben kann. Der hier für ihn entworfene Etat giebt mir hauptsächlich zwei Artikel an, in denen man ihm zu Hülfe kommen kann. Der erste ist die Aufwartung. Ein junger Mann, der sich aufs genaueste behelfen muß, nur zwei Klafter Holz verbrennen darf, wenn andere deren vier verbrennen, nur für zwei Pfenninge frühstücken darf, folglich kein Theewasser braucht, u. dgl. m., bedarf

gewiß sehr wenig Aufwartung, und muß von Rechtswegen nicht 10 Tahler dafür demjenigen gleich bezahlen, der nach dem zweiten oder dritten Etat lebt. Der zweite sind die Collegia, die für ihn, wie für die übrigen, auf 32 Tahler angesezt werden. Mir erscheint es billig, daß ein junger Mann, der entweder aus eigener Bewegung oder durch seine Vorgesezten der Commission untergeordnet wird, und von welchem es folglich notorisch ist, daß er von 150 Tahlern leben müsse, eben deswegen bei allen besoldeten Lehder Akademie die Collegia zur Hälfte frei habe. Denn diese Männer haben darin auch ihr Gutes von dieser Verfügung, daß sie von solchen Unbemittelten diese Hälfte doch gewiß haben, welche ihnen in dem gewonten Wege schwerlich zu Teile wird. In diesen zwei Artikeln kämen also dem jungen Mann 20 Tahler zu Gute, die ihm sehr zu gönnen sind.

Etat No. II.

No.		Rthlr.	gr.	pf.
1	Stubenmiethe .	15	;	;
2	Aufwartung ꝛc. .	10	;	;
3	Mittagstisch à 1 Rthlr. wöch.	52	;	;
4	Morgenbrod à 6 pf. täglich	7	14	6
5	Abendbrod à 1 gr. täglich	15	5	;
6	Wäsche . . .	8	;	;
7	Bette . . .	5	;	;
8	Neue Kleidung.			
	Ein gut Kleid .	30 Rthl.		
	Ein Ueberrok .	10 ;		
	Zwei Paar Beinkleider	9 ;		
	Schuh und Stiefeln	12 ;		
	Ein Huth . .	2 ;		
	Strümpfe . .	8 ;		
		71	;	;
9	Collegia . .	32	;	;
10	Bücher dazu . .	6	;	;
11	Drei Klaftern Holz .	18	;	;
12	Licht . . .	6	4	;

13	Schreibmaterialien .	4	:	:
14	Caffee à 14 pf. pro Tag	17	17	10
15	Bier täglich 1 gr. .	15	5	:
16	Friseur und Barbier .	10	16	:
17	Zuthaten zum Frisiren .	2	8	:
	Summe	295	22	4

Bemerkungen dabei.

1) Diejenigen welche nach diesem Etat ihre Ausgaben einrichten können, leben zwar weit bequemer. Allein zur ausserordentlichen Depense bleibt ihnen gar nichts übrig. Denn obgleich hier schon Einschränkungen Statt finden, wodurch in mancher Ausgabe ersparet werden kann, so kann doch die Erlernung anderer schönen Künste und Wissenschaften alles dieses wieder hinweg nehmen, und sollte es auch, da die Hauptabsicht des Studenten das Studiren aller Art, und nicht ein bequemes Leben ist.

2) Auch diese müssen ihre häuslichen Ausgaben sehr genau einrichten, und dürfen in keiner Art der Bequemlichkeit oder des Vergnügens die ihnen angewiesenen Grenzen überschreiten.

3) Soll aus den Ausgaben sub No. 4, 5, 12, 13, 14, 15 und 17 ein wöchentliches Taschengeld bestimmt werden, so würde solches 1 Rthlr. 8 Gr. betragen. [8])

8) Freilich wird dies am gerahtensten sein. Denn ein solcher junger Mann muß doch für sich selbst etwas wirthschaften lernen. Sonst läuft er nach den Akademischen Jahren eben die Gefahr in der grossen Welt, der man auf der Akademie vorgebeugt hat. Gesezt auch, daß er mit diesem Gelde nicht gar gut wirthschaftete, und der Vater etwas nachschiessen müßte, so ist das zu verschmerzen, weil er nicht weiter gehen kann, als sein baares Geld reicht.

Etat No. III.
über jährlich 400 Rthlr.

No.		Rthlr.	gr.	pf.
1	Stubenmiethe .	20	=	=
2	Aufwartung ꝛc. .	10	=	=
3	Mittagstisch à 6 Rthlr. monatlich . .	72	=	=
4	Morgenbrod . .	7	14	6
5	Abendbrod . .	15	=	=
6	Wäsche . .	8	=	=
7	Bette . .	5	=	=
8	Neue Kleidung .	71	=	=
9	Collegia . .	32	=	=
10	Bücher dazu .	6	=	=
11	Vier Klaftern Holz .	24	=	=
12	Licht . .	10	=	=
13	Schreibmaterialien .	4	=	=
14	Caffee . .	17	17	10
15	Bier . .	15	5	=
16	Friseur und Barbier .	10	16	=
17	Haarband u. s. w. .	2	8	=

18 Privatunterricht in Sprachen ꝛc. monatlich 3 Rthlr.	36	:	:
19 Bücher dazu .	10	:	:
20 Gelehrte u. andere Zeitungen	6	:	:
21 Tanzen, Musik ꝛc. .	12	:	:
Summa	394	18	4

Bemerkungen dabei.

1) Diejenigen, welche nach diesem Etat leben können, haben nicht nur alle Bequemlichkeiten, sondern überdies auch eine Summe zur Erlernung aller schönen Künste und Wissenschaften übrig. Allein zur Depense ist ebenfalls nichts vorhanden, und bleibt dem Studenten nichts übrig, als Genauigkeit in seiner innern Haushaltung.

2) Es würde unnötig sein, mehrere Etats auf höhere Summen anzufertigen, indem nun jeder übersehen kann, daß, wenn ein

jeder Student mehr zu verzehren hat, er nicht nur mehr Gelegenheit habe, sich in allen Arten der Wissenschaften zu üben, sondern auch durch gesellschaftlichen Umgang seine Sitten zu verbessern. Es sind dahin zu rechnen, öffentliche Concerte, eigne gelehrte und angenehme Gesellschaften und Teilnehmung an solennen Gelegenheiten, wozu Studenten von guter Aufführung, sowol adelichen als bürgerlichen Standes, gern zugelassen werden. Für diese ist auch die kostbare Erlernung verschiedener anderer Kenntnisse, der Naturgeschichte, des Reitens, des Feldmessens ꝛc. Eltern und Vormündern bleibt hier die Freiheit, ihre Entwürfe auszudehnen, so weit als sie wollen, da auf den Preussischen Universitäten, insonderheit aber in Halle, es nicht an Gelegenheit fehlet, alles zu erlernen, was junge Leute geschikt und glüklich machen kann. 9)

9) Selbst mit dem jungen Manne, der 400 Tahler verzehren darf, den aber sein Vater oder Vormund der Commission ganz unterordnet, wird man zu Rahte gehen müssen, wie er den ihm vorgelegten Etat zu seinem Vorteil und Vergnügen verändern wolle. Wenn er z. B. den Mittagstisch zu 1 Thlr. wählt, und mit drei Klaftern Holz auszureichen glaubt, so ist er doch besser daran, und die dadurch ersparten 26 Thlr. müssen ihm zur freien Verwendung überlassen werden.

Zusaz.

So wenig die bisherige Freiheit der Studenten im ihrem Aufwande zu billigen ist, so wenig mögte es rahtsam sein, allen einen gleichen straffen Zügel anzulegen. Mancher Vater wird, wenn keine Mittel-

wege ihm angeboten werden, eine Weile anstehen, ob er seinen zur Universität gehenden Sohn unter eine Commission stellen wolle, die alles Geld zu seinen Bedürfnissen nicht ihm, sondern denen zahlt, welchen er es schuldig wird, und ihm ein weniges zur freien Verwendung zu Händen stellt. Alle Studirende nähern sich dem Alter, in welchem ihre Wirthschaft ihnen ganz überlassen werden muß. Dazu müssen sie schon auf der Akademie etwas vorbereitet und eingeleitet werden, wenn man gleich ihnen den Zügel nicht ganz schiessen läßt. Die Hauptsache bleibt immer die, daß dem Schuldenmachen gewehrt werde. Wenn dawider gesorgt ist, so kann der Jüngling mit vielem baarem Gelde, das ihm teilweise von Zeit zu Zeit gereicht wird, nicht viele böse Sprünge machen, und dem Hange zu wilden Ausschweifungen wird dadurch allein mächtig genug begegnet. Man-

cher Vater sendet seinen Sohn auf die Akademie, dem es gleichgültig sein kann, ob sein Sohn in Bezahlung des Unterrichts, in Ankaufung von Büchern, Kleidungsstükken, ja selbst in erlaubten Vergnügungen Ein oder mehrere hundert Tahler mehr verzehre, als er ihm aussezte. Aber er will, daß sein Sohn das alles nicht theurer bezahle, als wofür Leute es haben können, welche zu rechter Zeit gewiß bezahlen. Er will nicht, daß der Jude, und allenfalls der dem Juden vorschiessende Professor, von seinem zu leichtsinnigen Sohne schweren Zins für Geld ziehe, das bei ihm immer bereit steht, so wie es erfodert wird. Er will jedesmal gewiß sein, daß er die ihm vorgeschriebenen Grenzen gar nicht, oder, falls es ja geschieht, wie weit er sie überschreite, und nicht durch böse Nachklappe, wie man sagt, die zu späte Gewißheit davon erfahren. Geht ja sein Sohn über

die ihm vorgeschriebenen Grenzen, hält er ohne seine Erlaubnis Diener, Reitpferd, oder spielt er, so will er die ersten Ausbrüche davon wissen. Ein Vater, der nur dieses wünscht, aber nicht äusserst ängstlich zu sein Ursache hat, wird, wenn ihm die Akademie keine andre Einrichtung, als die Hällische, anbietet, es lieber darauf ankommen lassen, oder andere gewönliche, wenn gleich unzulängliche, Wege wählen wollen.

Ich will nichts von demjenigen wiederholen, was ich in dieser Rüksicht schon vor 11 Jahren in dem Anhange zu der Abhandlung über die verfallene Haushaltung der Gelehrten (s. oben S. 214) vorgeschlagen habe. Das Wesentliche meines Plans war eine solche Commission, die zu denen Geschäften, welche die Hällische Commission alle allein besorgen soll, belobte schon vollendete Studirende auswählen sollte, deren jeder für so viele an die Commission addres-

sirte Studenten Rechnung und Correspondenz unter der Commission Oberaufsicht übernehme, bis er 200 Tahler davon zöge. Das zu ihrem Unterhalt noch mangelnde würden diese durch gelehrte Arbeiten, durch eigne Vorlesungen, oder durch Repetiren fremder Vorlesungen gewinnen können, und alsdann die Akademie an ihnen eine Pflanzschule brauchbarer Docenten haben. Die Hauptsache bliebe dabei fest, nemlich die Creditlosigkeit aller unter solcher Aufsicht gestellten Studenten. Aber dann würde jeder Vater seine Instruction nach eigner Einsicht und besondern Absichten geben dürfen.

Ich bestehe gar nicht auf der Vorzüglichkeit meines Vorschlages, sondern nehme mir bloß die Erlaubnis, unvorgreiflich anzugeben, wie eine solche Commission, wie die Hällische, für junge Leute sorgen könne,

die nach dem Willen ihrer Våter in ihren Ausgaben etwas freier sein sollen.

Da mögte es genug sein, wenn die Commission alles Geld in Empfang nähme, und ausbezahlte, was doch vor allen Dingen bezahlt werden muß, nemlich Logis, Tisch und Collegien, damit der junge Mann, falls er in Unordnung geriehte, nicht darnach greifen, und es in andern Wegen verwenden könnte. Das Geld zu allen übrigen minder bestimmbaren Ausgaben würde entweder an die Commission, oder unmittelbar an den Sohn gesandt.

Schikte der Vater alles Geld an die Commission, so würde er durch den daraus entstehenden Briefwechsel bald erfahren, ob sein Sohn das seiner Freiheit überlassene Geld zu geschwind verwende, und allenfalls ihn dadurch einschränken, daß er mehr und mehr Artikel seiner Ausgaben

derselben zu besorgen und zu bezahlen überliesse. Für alles Geld, was die Commission bedünge und auszahlte, liesse er $3\frac{1}{3}$ Procente, für das übrige aber nur Ein Procent ein. Der mildeste Weg wäre, wenn ein Vater vierteljährig das dem Sohn bestimmte Geld an die Commission einsendete, und diese es ihm zur freien Verwendung zwar auszahlte, aber in Ansehung seiner so gut, wie für die übrigen, kein Credit, ohne Vorfrage bei derselben, Statt hätte, Reichte dann der junge Mann nicht aus, so mögte dieselbe dem, der ihm einzelne Notwendigkeiten creditirte, einen Schein geben, daß er es bei Empfang der nächsten Remesse bei ihr heben könne, der Correspondent der Commission aber müßte sogleich dem Vater Nachricht davon geben, damit derselbe entweder ein mehreres einsenden, oder ihn unter engere Abhängigkeit von der Commission stellen könne.

Bei eben dieser Commission müßten sich dann auch alle Hofmeister melden, deren Principalen von einem solchen Institut Nuzen ziehen wollen. Der, welcher sich nicht meldete, würde mit seinem Untergebenen eben so angesehen, als der gar nicht an die Commission adressirte Student, und bliebe in Ansehung aller Schulden und andrer Contracte den gemeinen Gesezen unterworfen. Väter, welche wissen, wie so mancher Hofmeister ein schlechter Wirth ist, und seinem Untergebenen im Schuldenmachen weit voreilt, werden den ihnen angebotenen Vorteil in folgenden verschiedenen Stufen benuzen dürfen. Die mildeste würde sein, wenn der Hofmeister sich bloß auf den Zwek bei der Commission anzeichnen liesse, daß bei derselben jedermann erfahren könne, der Untergebene dürfe keine Schulden ohne des Hofmeisters Wissen contrahiren. Dann aber müßte der Hofmeister für

alles, was beide auf längern oder kürzern Credit kaufen oder geniessen, haften, und Schulden, die dieser selbst macht, bänden auch den Vater. Ein etwas strengerer Weg wäre, wenn alles Geld an die Commission gienge, dem Hofmeister zwar ausbezahlt würde, doch so, daß alles, was er und sein Untergebener brauchen, baar bezahlt werden müßte. Wenn in Notfällen Aufschub der Bezahlung erfodert würde, so müßte der Gläubiger seine Foderung vor Ablauf des Vierteljahrs bei der Commission angeben, die von der nächsten Remesse ihm bezahlte, aber wenn es zu hoch anliefe, dem Vater Nachricht davon gäbe. Der dritte Weg wäre, daß die Commission alle bestimmbaren Ausgaben bezahlte, und der Hofmeister für sich und seinen Untergebenen eine gewisse Summe zu freieren Verwendung zwar bekäme, aber beiden aller Credit abgeschnitten bliebe. Wenn der reiche Jüng-

ling mit einem blossen Begleiter oder Repetenten erschiene, so mögte der Vater eben so durch die Commission für seinen Sohn sorgen, wie andere Väter für ihre ohne Special-Aufsicht hingesandten Söhne. Den Begleiter mag er auf eine mildere Art der Commission unterordnen, oder mit dem, was er ihm zu seinem Auskommen zuteilt, ihn für sich wirthschaften lassen, so gut er kann.

Die Modalität von dem allen, und insonderheit die Mittel, zu jedermanns, den es angeht, Wissenschaft zu bringen, wie dieser oder jener, oder ob er gar nicht der Commission untergeordnet sei, mag ich hier nicht weitläuftig vorschlagen.

4) Ueber das Schuldenmachen junger zur Handlung bestimmter Leute. 1788.

Wenn der Verfall junger Studirender durch Verschwendung und Schuldenmachen ihnen verderblich, und der bürgerlichen Gesellschaft schädlich ist, so ist es der von jungen Lehrlingen der Handlung weit mehr, und entscheidender zu deren Unglük. Denn der Verfall des der Handlung gewidmeten Jünglings bricht gewönlich durch einen Eingriff in seines Principals Casse aus, dessen Entdekkung eine Infamie zur Folge hat, die sein ganzes Glük zu Grunde richtet. Dies ist das gewönliche Unglük unbemittelter Jünglinge, denen der Nahme ihrer

Eltern keinen Credit schaft, wenn sie, zur Nachahmung des Aufwandes der mehr bemittelten durch deren Umgang gereizt, sich nicht anders die Mittel dazu zu verschaffen wissen. Die bemittelten greifen zwar seltener zu diesem entehrenden Mittel. Ihnen verschaft der Nahme ihres Vaters auch fern vom Hause um so viel mehr Credit, je gewisser der Borgende, er sei Jude oder Christ, sich davon hält, ein Kaufmann könne, um seines eignen und seines Sohnes künftigen Credits willen, die Schulden desselben nicht unbezahlt lassen, sondern werde vielmehr so bald und so stille, als möglich, den Flekken mit baarer Zahlung zu dekken suchen. In der verführerischen Stadt, wo er Geschäftigkeit lernen sollte, verlernt der junge Wildfang dieselbe ganz in dem Geräusch der Vergnügungen. Seine ersten Geldgeschäfte machte er durch Verpfänden und Verkaufen derer Dinge, mit welchen

seine Eltern ihn aussteuerten, um ihrem Reichtuhm Ehre zu machen, oder in wilder Kauflust, oder in wucherlichen Contracten, oder wol gar in Verschreibungen des Doppelten und Dreifachen von dem, was er empfing, mit Aufschub der Bezahlung in die Zeit der Volljährigkeit, oder nach der Eltern Tode. Es ist eine wahre, wiewol traurige Erfahrung, daß das Glük der Familien in keinem Stande so abwechselnd ist, als in dem Kaufmanns-Stande. Wenn man über den Veranlassungen des Verfalls reicher Handelshäuser historisch nachforscht, so sind die ersten dazu die Verirrungen junger künftiger Kaufleute nach ihrer ersten Entlassung aus dem väterlichen Hause in die Handelspläze, wo sie sich in den ihnen nötig geachteten Kenntnissen bestens ausbilden sollten. Was der Vater durch Fleis und Sparsamkeit erwarb, geht dann nicht nur schnell verloren, sondern so mancher büßt

dann auch für den zu leichten Glauben, mit welchem er sich in Geschäfte mit dem reich geachteten, aber unter dem nächsten Erben wurmstichig gewordenen Hause einließ. Der mindest gemeinschädliche Untergang eines solchen Hauses ist der, wenn der bei frühem Wolleben und Verschwendung von Geschäften entwöhnte Erbe sich einem geschiktern, fleissigern, aber auch desto schlauern Compagnon wählt, glaubt, sein Geld solle unter dessen Händen für ihn arbeiten, dann aber nach dem Laufe mehrerer Jahre sich von jenem die Rechnung machen sieht, daß ihm nichts und jenem alles verbleibe.

Bei so wahren sich täglich in allen Handelsstädten bestätigenden Erfahrungen ist es überflüssig, einzelne Beispiele mit scharf ausgemahlten Zügen darstellen zu wollen. Ich mag nicht die Macht der Verführung,

nicht die Nachahmung ungeschlachter Sitten, nicht die plumpe Vertraulichkeit, nicht das Dikketuhn im Aufzuge und ganzem Anstande schildern, welches alles an manchen Orten unter jungen der Handlung gewidmeten, oder sich selbst zu sehr überlassenen Leuten völlig so arg, völlig so gefährlich durch die Macht des Exempels ist, als in dem Universitäts-Leben. Ich eile, das zu sagen, was der eigentliche Gegenstand dieses Aufsazes ist:

Es ist rahtsam, ja notwendig, der Verschwendung junger Leute in Handelsstädten durch die Verordnung Grenzen zu sezen, daß jede Schuldfoderung an sie ungültig sein solle, die ohne Zustimmung von deren Vätern, Vormündern, Prinzipalen, oder den

zur Auszahlung ihrer Gelder committirten Einwohnern entstanden ist.

Mich dünkt, ich höre schon den Einwurf erschallen: Dafür haben die Geseze schon hinlänglich gesorgt, welche alle Schuld-Contrakte der Unmündigen für ungültig erklären. Ich antworte: Nein! Sie haben keineswegs hinlänglich dafür gesorgt. Wozu wären dann noch die besondern Credit-Edikte, so unzulänglich sie auch sind, auf Akademien nötig? Denn die Studenten sind ja mehrenteils auch noch unmündig. Woher kämen denn die vielen Vorfälle mit unmündigen Comtoir-Bedienten, für deren Ausschweifungen ihre Väter so bitter mit ihrem Gelde büssen müssen? Woher die vielen schweren Geldverschreibungen, mit welchen reiche Erben aus dem Kaufmanns-stande bei erlangter Mündigkeit von Wu-

cherern überfallen werden? Dann aber schüzen auch die gemeinen Geseze keinen Vater gegen Schuldfoderungen, die von ausschweifender Kauflust seines Sohnes herrühren, nicht vor Rechnungen über Dinge, die unter dem Schein des Bedürfnisses bei Krämern ausgenommen werden, wenn gleich diese oft gar wol wissen können, daß der Jüngling zum Ueberflus und um gros zu tuhn, oder wol gar in dem Vorsaze kaufe, es sogleich bei Juden oder andern Wucherern für den halben Preis und noch wolfeiler zu verschleudern. Er ist noch nicht entschuldigt, wenn er gleich dem Gläubiger seines zu schwachen Sohns beweisen kann, daß er durch gewinnsüchtiges Anlokken oder Anbietung eines gränzenlosen Credits denselben verleitet habe.

Will man noch etwa fragen, ob denn ienes angerahtene Gesez jenem allen vorzu-

beugen hinreiche, so kann ich nach einer Erfahrung von bald siebenzehn Jahren dies um so viel kühner behaupten, da meine Erfahrung sich nicht einmal auf eine obrigkeitliche Verfügung, sondern blos auf eine Privat-Ankündigung bezieht.

Es dient zu sehr für meinen Zwek, als daß ich mir verbieten könnte, die Veranlassung zu dieser Ankündigung zu erzählen: Unbegreiflich, und gewiß jedem, der keine Erfahrung davon hat, unglaublich, ist die Neigung, welche einzelne junge Leute haben, auch dann, wenn sie in ihren Ausgaben nicht ungebührlich eingeschränkt werden, ihren Vorgesezten unwissend, heimliche Umschläge zu machen, und sich mit dem größten Geldverluste zur Erfüllung eines ganz unerheblichen Wunsches zu verhelfen. Gerade bis an die Zeit, da ich die Handlungs-Akademie an mich nahm, lebte in meinem

Hause ein einzeler zum Studiren bestimm-ter Jüngling von vielem Fleisse und nicht geringer Fähigkeit, auch ohne andre Ju-gendlaster, als einer heimlichen Neigung zum Trunk. Ich hatte ihn darauf betrof-fen, daß er, um zu einem Glase Punsch zu gelangen, eine Schuld von 10 Mark gemacht hatte, und zwar mit vieler Ueber-legung. Am Morgen hatte er Robertsons Leben Carls V. im Buchladen ausgenom-men, und sogleich für 20 ßl. wieder verkauft. Am Abend vermißte ich ihn auf seinem Zim-mer. In höchstens einer Viertelstunde war er wieder da, und hatte also nicht mehr Zeit gehabt, als für sein Mark durchs Par-terre zu der Trankstube hin und zurük zu gehen.

Eine Erfahrung dieser Art hatte ich nie gehabt. Ich fühlte die Unmöglichkeit, eine so grosse Anzahl junger Leute, die damals

unter unsre Aufsicht trat, vor dem Schuldenmachen zu hüten, wenn sie auch nur einen kleinen Teil von dieser Erfindsamkeit hätten; und unsre Ueberlegungen machten uns diese Ankündigung als das beste Mittel erscheinen.

Seit dieser Zeit haben an 250 Jünglinge unter unsrer häuslichen Aufsicht gelebt.

Aber nur Einen Vorfall dürfen wir eingestehen, da einem unsrer Eleven es gelungen wäre, Schulden zu machen. Sein Nahme kündigte der Stadt den Reichtuhm seiner Familie an. Dennoch blieb er anderthalb Jahre in der größten Ordnung, so lange sein Geld durch unsre Hände allein gieng. Nun aber bot ihm Jemand uns ganz unwissend offene Casse an, gerade in dem unglücklichen Zeitpunkt, da eine Leidenschaft bei ihm rege geworden war, die ihm sehr kostbar

ward. Es ward Pflicht für mich, einen mir sehr lieb gewesenen Eleven zu entfernen, und seine Schulden wurden ganz, wiewol wider meinen Willen, bezahlt, weil Familien-Umstände es rahtsam machten.

Es ist eine wiewol traurige Rechtfertigung unsrer Maaßregeln gewesen, wenn manches Jünglings Sinnlichkeit, töhrichte Kauflust oder Begierde gros zu tuhn, die bei uns nicht zum Ausbruche kommen, und seinem oder seiner Eltern Vermögen, so so lange er bei uns lebte, nicht schädlich werden konnten, bis zu grosser Ausschweifung regé geworden sind, bald nachdem ein solcher uns verlassen hatte. Denn jede böse Neigung können wir nicht ausrotten, und nicht jede schiefe Falte des Charakters ausglätten, so oft auch unbillige Väter dies von uns erwartet haben, und Leute, die sich so voreilig als unbefugt zu unsern Rich-

kern aufwerfen, es uns zum Vorwurfe gemacht haben mögen, daß wir in ein paar Jahren nicht jeden Jüngling ganz umschaffen können.

Unser Institut ist das erste, welches in Deutschland in dem Entwurf errichtet worden, eine zwekmäßige Vorbereitung für eine bestimmte Volksklasse der bürgerlichen Gesellschaft zu geben. Gerne, nur gar zu gerne hätten wir es ein blosses Lehr-Institut sein lassen, aber eine Menge von Ursachen machten es zu einer Art von Erziehungs-Institut. Zu einer Art, sage ich. Denn ein grosser Teil unsrer Eleven kömmt in einem Alter zu uns, in welchem nicht mehr von Erziehung die Rede ist. Erst mehrere Jahre nach dessen Anfange fing man an, die Erziehung als eine Kunst zu behandeln, und bei der Einrichtung neuer Institute die Erwartung der Eltern gar zu hoch zu

spannen. Seit der Zeit wird die Pädagogik von manchem als eine Kunst angesehen, welcher keine Aufgabe zu schwer sein muß. Wir müssen es uns gefallen lassen, wenn man auch über uns nach diesen übertriebenen Erwartungen richtet, und wenn zuweilen ein einzelner Jüngling, der durchaus nicht mehr gedeihen konnte, weil er an Herz und Sitten verderbt, oder ungewohnt zu allen ernsthaften Beschäftigungen zu uns kam, und uns nicht Zeit gelassen ward, ihn zu denselben überzulenken, oder ein einzelnes verzärteltes Muttersöhnchen nach seiner Entfernung dem guten Rufe unsers Instituts mehr Schaden tuht, als zehn wolgerahtene Jünglinge demselben Ehre und Vorteil schaffen können.

Nur das einzige werden wir in näherer Beziehung auf den Gegenstand dieses Aufsazes anführen dürfen, daß bei weitem die meisten aus unsern frühern Eleven (denn

die spätern sind noch nicht zu dem Alter gelangt) welche bei dem Kaufmannsstande verblieben sind, nachdem sie unsre Anleitung verlassen hatten, als Kaufleute von solidem Credit und bewährter Tähtigkeit in ihren Geschäften bis jezt bestehen. Dies ist Tahtsache, und kann doch als eine gute Folge von der Sorge angesehen werden, mit welcher wir sie vor der Verschwendung bewahrt haben, deren traurige Folgen so mancher Vater an seinem Sohn beklagt, den er nach Hamburg oder in andre grosse Handelsstädte zur Erlernung der Handlung hinsandte. Man wird es uns nicht verargen, wenn wir nächstens Gelegenheit nehmen, diesen Beweis durch ein richtiges nahmentliches Verzeichnis dieser unserer würdigen Eleven nach zwanzigjähriger Dauer unsers Instituts zu geben.

II.

Geschichte meiner Hypochondie,

als Manuscript

für meine Zunftgenossen.

1776.

Als ich vor drei Jahren Pyrmont zum zweitenmale besuchte, erneuerte ich eine sehr angenehme Bekanntschaft mit einem der ersten Philosophen Deutschlandes. Das traurige Uebel, welches ihn, wie mich, hergeführt hatte, drükte ihn äusserst nieder, und in der Taht war sein Zustand weit schlechter, als damals der meinige. Kommen Sie, sagte ich zu ihm, ich will Ihnen zeigen, daß Sie nur noch ein Lehrling in der Hypochondrie sind, und daß man weit ärger und auf weit mannichfaltigere Art an diesem Uebel leiden, und dennoch Hofnung

zur Besserung haben kann. Ich fieng an, ihm meine Erfahrungen zu erzählen, bemerkte aber bald, daß er sich fortschlich. Ich sezte also dasmal meine Erzählung gegen diejenigen fort, die sich zu uns gesammlet hatten. Denn was interessirt mehr in Pyrmont als eine Krankengeschichte, und insonderheit eine Krankengeschichte der Hypochondrie?

Am folgenden Tage suchte mein Freund und Zunftgenosse mich selbst wieder auf. Ich gestehe, sagte er mir, daß ich gestern nicht im Stande war, ihre traurige Erzählung anzuhören. Aber ich fühle, wie nüzlich es mir sein kann, sie ganz zu erfahren. Lassen Sie mich also versuchen, ob ich sie heute ganz aushören kann. Ich fing wieder an, und er war stark genug, mich sie vollenden zu lassen. Wenig Tage darauf dankte mir sein Freund und Arzt, daß ich

durch meine Erzählung diesem Manne neuen Muht wieder gegeben hätte, und daß nun seine dortige Cur wahrscheinlich um so viel wirksamer an ihm sein würde.

Dies ist nicht die einzige Erfahrung, deren ich mich freue, Personen, die an ähnlichen Nerven-Uebeln litten, durch Erzählung desjenigen, was ich gelitten, aufgerichtet und ihnen die Hofnung eines bessern Zustandes gegeben zu haben, wenn sie sahen, daß der meinige dasmal besser, als der ihrige war. Schon oft ist mir die Versuchung entstanden, den Trost, den ich manchem meiner Zunftgenossen wirklich erteilen zu können glaube, durch den Druk allgemeiner zu machen. Aber, um ihn mit einiger Sicherheit zu geben, mußte ich von meiner eigenen Besserung so viel Gewisheit oder wenigstens Wahrscheinlichkeit haben, als ich jezt zu haben glaube.

Adam Bernd schrieb ein starkes Buch von seiner Hypochondrie. Er erzählt, was zu erzählen Montaigne selbst nicht Aufrichtigkeit genug gehabt haben mögte, alle Leiden seiner Seele, wie seines Körpers, alle seine Grillen, Einbildungen und selbst seine ungereimtesten Handlungen. So lieferte er einen wichtigen Beitrag für die Experimental-Seelenlehre, aber wahrhaftig nichts zum Trost seiner Zunftgenossen. Lasse doch ja ein jeder das Buch ungelesen, der noch nicht frei von Nerven-Schwäche ist! Gellert schrieb Trostgründe wider ein sieches Leben, und starb in diesem siechen Leben, zwar selbst voll innrer Seelenruhe, aber mit dem traurigsten Ausgange, den die Hypochondrie haben kann. Richerz jammerte über seine Hypochondrie in einem lateinischen Gedichte, und starb, ohne seinen Jammer je merklich gemindert zu sehen. Und wenn wir, so viel unser sind, unter

unsern leidenden Mitbrüdern umher sehen, wie wenig Trost ist auch da! Wie viele meiner, durch Nerven-Schwäche gequälten Freunde, habe ich vor mir in die Ewigkeit gehen sehen, ohne daß sie eine Linderung ihrer Uebel erfahren hätten! So starb der eines längern Lebens so würdige Rautenberg schon im mittlern Alter; er der Freund meiner Jugend, mit dem ich so manchen Tag in heiterer und reiner Freude durchlebt hatte. Aber wie fand ich ihn, als wir im männlichen Alter wieder zusammen trafen! Litt er gleich nicht so schwer, als ich, so litt er anhaltender, und diese anhaltende Schwäche artete zulezt in ein zerstörendes Fieber aus. So sahe ich schon vor acht Jahren meinem einzigen Bruder in die Gruft sinken. Aehnliche Uebel rieben ihn schon in seinen vierzigsten Jahre auf, und liessen dem tähtigen fähigen Manne nicht die Zeit, sich ein auf die Nachwelt dauren-

des Verdienst zu erwerben. *) Nur selten sind die Beispiele einer recht merklichen und dauerhaften Erholung von diesen Uebeln; noch seltner die Beispiele derer, die mit einem lebhaften Gefühl ihren bessern Zustand erkannten, und dem lieben Gott dank-

*) Ich kann mir nicht verbieten, hier einige Zeilen dem Andenken eines Mannes zu widmen, der gewiß allen denen Freunden eben so unvergeßlich, als mir ist, welche sein stilles Verdienst und seine geselligen Tugenden durch nahen Umgang gekannt haben. Henrich August, dies war sein Nahme, hatte allein aus vier Geschwistern das männliche Alter mit mir erreicht. Wir waren bis an dasselbe ganz Einen Weg gegangen. Die Geschichte unsers Lebens, wie unsrer Arbeiten, ja selbst unsrer körperlichen Schwachheiten war fast ganz dieselbe. In einem anhaltenden Anfall der Hypochondrie entstand ihm eine gewisse Scheu vor dem Predigen, das ihm sonst eine liebe Arbeit gewesen war. Blos deswegen entschloß er sich im dreissigsten Jahr ein Schulamt zu suchen, und fand es bald. Hier war er, was das Amt betraf, auf seinen rechten

bar genug dafür wären. Ich glaube daher in der Taht, mit diesen Blättern eine seltne Erscheinung zu machen. Und wenns denn auch nur pour la rarete du fait wäre: so will ich doch lieber einmal von meiner Hypochondrie schreiben, als nicht schreiben.

Plaz gestellt. Er war seinen Schülern alles, Freund, Vater, Lehrer. Ich habe in seinen Papieren die Beweise, wie ernsthaft er sich eines jeden Unterrichts annahm, und wie eifrig er sich in alle die Kenntnisse hinein arbeitete, zu welchem ihm die Veranlassung aus der Wißbegierde einzeler Schüler entstand, wiewol er diese Wißbegierde selbst zu veranlassen wuste, und nie an die Frage dachte: Aber was bringt es ein? Von seinen wenigen Schülern geriebt fast ein jeder über die Erwartung seines Vaters, und dieß war ihm Lohn genug. Allein sein dem Ansehen nach, stark gebauter Körper war der Arbeit die er sich auflud, nicht gewachsen. Nur selten dabei von Nahrungs-Sorgen frei, getäuscht in seinen Hofnungen, wenn gutdenkende Gönner und Freunde ihm zu einen besseren Glükke helfen wollten, aber tähtigere Tohren es störten, fühlte er bald seine

Aber nicht der Mann soll mich lesen, der in dem vollen Gefühl seiner Gesundheit allen seinen Geschäften ohne andre Ermüdung vorstehen kann, als die eine natürliche Folge der Einschränkung unsrer Geistes- und Leibeskräfte ist, dessen Säfte sich noch unge-

Säfte sich vergiften. Das Gift fand seine Auswege durch Wunden, und diese schlos der Fleis der Aerzte mit vermeinter hinlänglichen Vorsicht. Er war noch nicht ganz wieder hergestellt, als einer seiner liebsten Freunde plözlich starb. Seine Rührungen trieben ihn, bey dessen Sarge öffentlich zu reden. Er gefiel seinen Freunden; er gefiel sich selbst in dem Vortrage dessen, was sein Herz bei diesen Vorfall fühlte, so sehr, daß er es wieder wagen konnte, zum Volk über Religion und Gottesfurcht öffentlich zu reden. Er taht es oft und gerne, und suchte nun selbst bei seinen Obern um eine Pfarre an. Willst du dich recht verdient machen, sagte einer aus diesen, und die übrigen sprachen es ihm nach: so mußt du noch eine Zeitlang in zwei Pfarren des Orts, für funfzig Tahler jährlich vicariren. Ich warnte, bat und flehete ihn, lieber alles

hindert in hinlänglich weiten und ungespann- ten Gefässen bewegen, den ein immer zei- tiger Trieb zur Nahrung ruft, und den es nie gereuet, sich satt gegessen und getrunken zu haben. Auch der Mann lese mich noch nicht, der seine Geistesarbeiten zuweilen

aufzugeben, als diesem seltsamen und für ihn gewiß schädlichen Ansinnen gefällig zu sein. Aber er folgte mir nicht. Denn er glaubte sich gesund, und kannte nun kein Uebermaaß der Arbeit. Kaum hatte er eingewilligt, als die ganze Last der Arbeit auf ihn allein fiel. Wenn der tähtige, gute Mann seiner ihm so lieben Schule die Woche durch sieben bis acht Stunden täglich gewidmet hatte: so mußte er noch Sonnabends Beichte sizen, und Sonntags zweimal predigen und Nach- mittags catechisiren. Schnell wirkte das noch nicht gedämpfte Gift aufs neue, aber jezt in dem innern seiner Eingeweide, wo keine Hand ihm Hülfe schaffen konnte, und machte in seinem vierzigsten Jahre dem traurigsten Leben ein Ende, das je ein für den Dienst der Gesellschaft williger und tähtiger Mann geführt haben mag.

durch eine ihm unwillig entstehende Unlust unterbrochen findet, die noch nicht Erschöpfung ist, der zuweilen einen Unterschied in seinem körperlichen Befinden fühlt, bei welchem seine Geisteskräfte ihm nicht immer gleiche Dienste tuhn wollen.

Nur für den Mann schreibe ich, der die Folgen der Ueberspannung seiner Geisteskräfte in jedem Nerven fühlt; dem es nur selten gelingt, den Augenblik herauszufinden, da sein Geist ihm die gewohnten Dienste leisten will, der für jede Vergnügung seiner körperlichen Bedürfnisse bald mehr bald weniger büßen muß, dem die Freuden des gesellschaftlichen Lebens sich in Unannehmlichkeiten verwandeln, der zu jeder aus der Schwäche seines Körpers entstehenden unangenehmen Empfindung sich eine Reihe ärgerer Uebel hinzudenkt, der sich angstvoll ohn Unterlas fragt: wie will das

werden? und die Antwort jedesmal in der Voraussicht eines frühen Todes oder eines sichen Lebens findet.

Nur an euch, meine bekümmerten Zunftgenossen, ist diese meine Krankengeschichte gerichtet. Bloß deswegen habe ich ihr den lezten Plaz in diesem Bande bestimmt, und will, daß sie mit dem Recht eines Briefes in die Welt trete, in den kein unsrer Geheimnisse und unsers Einverständnisses unkundiges Auge blikken darf.

* * *

Ich habe mich niemals der Sünde des Nachtsizens bei meinem Studieren schuldig gemacht. Auch mein Fleis bei Tage ist nie so strenge, und anhaltend gewesen, daß ich ihn nicht gerne durch Bewegungen und Zerstreuungen aller Art unterbrochen hätte. Ich habe immer die Freuden des gesellschaft-

lichen Lebens geliebt, und liebe sie auch noch. Nur zwo Ursachen sehe ich als wahrscheinlich an, die mein mittlers Alter kränklich gemacht haben. Eine, daß ich einen Vater hatte, der in den lezten Jahren seines Lebens, aber noch nicht damals, als ich gebohren ward, an diesen Uebeln heftig litt. Als aufmerksamer Zeuge seiner Leiden fürchtete ich schon früh die Hypochondrie als ein Erbübel. Die andre mag die starke Anstrengung sein, die ich mir bei jeder mehr, oder minder ernsthaften, längern oder kürzern Arbeit nie habe verbieten können.

Ich war indessen gesund bis in mein sechs und zwanzigstes Jahr. Es war mir nicht gelungen, in freien Geschäften eines jungen Gelehrten meinen Unterhalt zu finden; sondern damals sahe ich mich, als Candidat der Theologie acht Stunden täg-

lich, ja an einigen Tagen zehn Stunden zum Unterrichte beinahe erwachsener Jünglinge angehalten. Ich wandte meine wenige freie Zeit mit wahrer Aengstlichkeit an, um meine Kenntnisse durch Lesen und Nachdenken wenigstens zu erhalten. Doch feierte ich jedesmal nach dem Abendessen. Aber zu Mittag aß ich selten ohne ein Buch in der Hand oder neben meinem Teller. Nun überfiel mich schon oft eine Unlust an diesen freieren Beschäftigungen, wenn diejenigen, zu denen ich gedungen war, ihren ernsten Gang immer fort gingen. Wochenlang las ich alsdenn nichts, sondern ergab mich in meinen freiern Stunden der langen Weile. Dann aber verfiel ich desto eifriger wieder darauf, und kannte auch keine müßige Minute.

Nun überfiel mich eine periodische Engbrüstigkeit, die auch zuweilen ein Blutaus-

wurf begleitete. Diese nötigte mich zu öftern Aderlässen. Noch wußte ich nichts von Schwäche der Nerven und des Kopfs, auch nichts von andern Schwachheiten, die für eigentliche Kennzeichen der Hypochondrie gelten. Indessen war dieß Uebel sehr hoch gestiegen, und die Erwartung eines frühen Todes war nicht sehr zweifelhaft bei mir, als ich in meinem neun und zwanzigsten Jahre Professor der Mathematik ward.

Wie glüklich fühlte ich mich, als diese erwünschte Veränderung meine bestimmten Arbeiten von acht bis zehn auf ein oder zwei Stunden täglich einschränkte, und mir fast der ganze Tag zu freien Beschäftigungen offen blieb. Kein Gefangener kann das Glük seiner Befreiung so sehr empfinden, als ich das meinige. In der Taht wirkte diese Veränderung auf eine Zeitlang

viel Besserung bei mir. Ich hätte freilich bedenken sollen, daß es noch ein wichtigeres Glük für mich wäre, um meiner Gesundheit durch eine verständige Einteilung meiner Zeit zwischen Geschäften und Aufheiterungen aufhelfen zu können: da ich bis dahin keine andre Einteilung als zwischen Geschäften und Schlaf hatte machen können. Allein der Wunsch, meinem Amte bald hinlänglich ein Genüge zu tuhn, und das Vergnügen, endlich einmal wieder nach eigner Wahl mich selbst wieder unterrichten zu können, wenn ich bis dahin nur andre aus fremder Wahl unterrichtet hatte, verdrängte jenen Gedanken ganz. Ich wollte nun zu allen Zeiten Mathematik lesen, und zwar hauptsächlich tiefsinnige synthetische Mathematik. Maclaurins Tractat von den Fluxionen ward mein Hauptbuch. Ich muß zur Warnung für manchen Hypochondristen anmerken, daß ich fast gar nicht

frühstükte. Und doch glaubte ich, von acht Uhr Morgens bis zwei Uhr Nachmittags ganz mit speculativen Wahrheiten mich beschäftigen zu können. Zwar schlummerte ich manchmal schon um zehn Uhr über meinen Büchern ein. Aber ich folgte diesem Wink der Natur so wenig, daß ich nur aufstand, ein bischen umher und dann wieder an eben dieselbe Beschäftigung ging. Dies war ich oft zehnmal in einem Vormittag zu tuhn genöhtigt.

Um eben die Zeit ward ich Besizer eines Neutonischen Spiegelteleskops von fünf Fuß. Die Darstellungen, die mir dasselbe am Himmel gewährte, reizten mich so sehr, daß ich an jedem hellen Abend mich mit demselben beschäftigte. Ausser meinen Zuhörern erwies ich gern allen meinen Freunden und Bekannten die Gefälligkeit, sie durch dies vortrefliche Werkzeug den so

sehr verschönerten und genäherten Anblik des Himmels geniessen zu lassen. Dabei aber mußte ich wenigstens dreißigmal an jedem Abend das Teleskop richten, mein Auge darnach stellen, dann wieder ins freie sehen, und wenn mein an demselben sizender Freund das Bild verlohren hatte, das Teleskop und mit demselben mein Auge wieder anders stellen. Da meine Nerven schon schwächer waren, als ich es selbst erkannte: so bedurfte es weniger, als eines solchen Reizes, um diese Nervenschwäche auf einmal auf meine bis dahin sehr guten Augen fallen zu machen. Ich kam sehr bald der Furcht und Gefahr einer völligen Erblindung durch den schwarzen Staar nahe. Dasmal nahm der selige Brendel, der eben damals mit dem Durchl. Landgrafen, Wilhelm, von Hessen-Cassel, in Hamburg lebte, sich meiner an, und schrieb mir eine anhaltende Cur vor, die

ich auch nach seiner Entfernung von Hamburg strenge fortsezte. Indessen verlief ein volles Jahr, ehe ich zu irgend einigem Lesen meine Augen brauchen konnte. Vielleicht war der gezwungene Müssiggang, in den mich mein Augen-Uebel versezte, neben den starken Bewegungen, die ich nun um so viel williger machte, weil nicht mehr die Frage war, ob ich die Zeit zu etwas bessern anwenden könnte, mir heilsamer, als die Cur. Ich genoß zwei sehr gute Jahre, und fand keine andre Hinderung an Geistesarbeiten, als die Warnung, die mir zuweilen ein Rest der Augenschwäche gab. Nun bekam ich Muht, der Urheber einer gelehrten Zeitung zu werden, zu deren Ausarbeitung ich eine mir damals hinlänglich scheinende Anzahl meiner gelehrten Freunde vereinigte. Verschiedene Vorfälle machten, daß um die Mitte des Jahrs alle Arbeit auf mich allein fiel. Zum ersten-

male in meinem Leben gerieht ich unter die drükkende Hand des Buchdrukkers, der nun täglich sein Werk aus meiner Hand foderte. Nun war an keine Auswahl der Zeit zwischen Geschäften und Vergnügungen zu denken. Auch den Vorsaz, nur Urteile ins Publikum zu geben, die ich vor demselben verantworten könnte, wobei die Arbeit des Recensirens allein angenehm, belehrend und nüzlich werden kann, fiel weg. Ich arbeitete ohne Lust, und arbeitete doch ohne Aufhören. Wenn ich eine Erholung auf dem Lande suchte: so flogen die Pakete von zu recensirenden Büchern und selbst die Correkturen mir nach. Der Sommer war noch nicht zu Ende, als mein Augenuebel aufs heftigste zunahm, und mich aller Arbeit zu entschlagen nötigte. Zum Unglük hatte ich damals Boerhavens Tractat von Augenkrankheiten mir angeschafft. In diesem Buch, das vielleicht

von allen Boerhavischen das schlechteste ist, sahe ich mich mit Gewisheit zur Blindheit verdammt. Ich hätte mich allen, auch den strengsten Curen unterworfen, wenn Boerhave mir eine etwas zuverlässige Hofnung dabei gelassen hätte. Nur des Haarseils hatte er nicht erwähnt. Eben deswegen nahm ich zu demselben meine Zuflucht, und nötigte unserm so berühmten Herrn Doctor Jänisch, der sich als Arzt meiner annahm, gewissermaaßen die Erlaubniß dazu ab. Bei der so grossen Niedergeschlagenheit, in die ich mich, damals zwei und dreißig jährigen Mann, die Furcht einer fast gewissen Blindheit versezte, entbehrte ich zu sehr eines Mittels, auf welches ich einiges Vertrauen sezen könnte. Es kostete mir abermals ein volles Jahr, ehe ich dieses Uebel nur merklich gemindet sahe. Aber auch diesmal war der gezwungene Müssiggang auf die erschöpfende Arbeit des vori-

gen Jahrs vielleicht sehr nötig, um meinen Zustand überhaupt zu bessern. Auch hörte nach dem Haarseil die Engbrüstigkeit und der Blutauswurf ganz auf, wovon ich bis dahin nie auf lange Zeit befreit geblieben war. Nun folgten drei gute Jahre. Nicht nur meine gewönliche Tähtigkeit gieng ihren guten Gang; sondern ich faßte auch Muht zu neuen Beschäftigungen. Unter diesen bestand eine in Vorlesungen über die Mathematik und Physik für nicht Studirende. Mir fehlte ein Buch, das ich hätte zum Grunde legen können. Ich unternahm es auszuarbeiten, und getraute mich, dieß in dem Laufe dieser Vorlesungen so zu tuhn, daß mich der Buchdrukker nicht einholte. Allein ich irrte mich. Der Drukker holte mich am Ende des ersten Alphabets ein; und da ich glaubte, mit ihm eine Weile fortarbeiten zu können: so folgte auf einen sehr heissen Arbeitstag eine schlaflose

Nacht. Ich Thor ließ in dem ersten Schrekken zur Ader. Eine zweite schlaflose Nacht folgte. Krämpfe, die ich noch nie gekannt hatte, und das Gefühl einer Erhizung des Bluts in der Oberfläche des Körpers verleiteten mich, stark zu schröpfen. Nun war die fürchterlichste Schlaflosigkeit und Nervenschwäche da. Das Uebel hatte mich im Winter überfallen. Ich wartete die ersten Monate des Frühjahrs ab, um mich durch eine Reise von vier Wochen zu erholen. Ich gewann etwas dadurch, vornemlich durch den guten Raht des sel. Werlhofs, mich des Aderlassens und aller Ausleerungen zu enthalten; insonderheit aber aller anhaltenden Anstrengung in Arbeiten zu entsagen. Dieß lezte lehrte mich die Not ohnehin. Meine Nerven waren äusserst schwach, und machten mir alle anhaltende Kopfarbeiten nicht blos schwer, sondern unmöglich. Nur Vorlesungen, zu denen

es keiner andern Vorbereitung, als einiges Ueberdenken bedurfte, machten mir keine Mühe. Sehr oft bin ich nach drei ganz schlaflosen Nächten aufgestanden, habe drei Vorlesungen in einem Morgen gehalten, und meiner Uebel dabei vergessen.

Ich kenne indessen kein fürchterlichers Uebel für ein nachdenkendes Geschöpf, als Mangel des Schlafes. Ich muß euch, meine bedaurenswürdigen Zunftgenossen, noch eine Weile dabei aufhalten, um euch zuvörderst zu sagen, was ich vergebens, und dann, was ich mit besserm Erfolg versucht habe, um desselben los zu werden.

Der anhaltende Gebrauch des Pyrmonter Wassers in kleinem Maasse schaffte nichts. China habe ich von Zeit zu Zeit bei Pfunden gegessen. Wenn das Pfund beinahe zu Ende war: so schien das Uebel sich zu min-

dern, war aber sogleich wieder da, wenn ich aufhörte. Schwaches, oder starkes Reiten schadete nur. Ich habe nie eine ruhige Nacht gehabt, wenn ich auch nur eine halbe Stunde zu Pferde gewesen war. Kalte Bäder halfen mir nichts. In mancher Nacht bin ich zweimal aufgestanden, habe mich in meine Badewanne gestürzt, um die unerträgliche Hize des Nervenfiebers zu heben, und habe nicht eine Viertelstunde Schlaf gewonnen. Zulezt entschloß ich mich zum Opium. Aber auch dieß war bei einer solchen Dosis, die ich vernünftiger Weise zu nehmen wagen konnte, ohne Wirkung. Starkes gehen nach einer starken Mahlzeit, zu der ich mich gewissermaßen zwang, und ohne Schaden zu erfahren zwingen konnte, schafte mir für eine Nacht gewissen Schlaf, aber entkräftete mich im ganzen, und half dem Uebel in die Dauer nicht ab.

Meine Hülfe fand ich nach vielen Versuchen in folgenden Mitteln. Ich bemerkte, daß keine Nacht ganz schlaflos war, auf die ein von Geschäften freier Tag folgte, und ich folglich zu keiner bestimmten Zeit aufstehen mußte. Ich entfernte also alle Veranlassung, die mich hätte nötigen können, zu einer bestimmten Zeit aufzustehen, erbat mir von meinen Zuhörern, daß sie es mögten sich gleichgültig sein lassen, wenn ich um neun Uhr Morgens nicht im Hörsale erschiene. Die Folge war, daß ich wenigstens in den lezten Stunden der Nacht schlief, wiewol ich auch denn jedesmal um acht Uhr erwachte, und zu meinen Geschäften eilte. Als ich bemerkte, daß die starken Bewegungen mehr schadeten, als nüzten: suchte ich mehr aus Langerweile den Schlaf nach der Mittagsmahlzeit im Bette. Nur selten fehlte er mir alsdenn, und denn schlief ich auch desto sicherer die ganze darauf fol-

gende Nacht. Endlich fand ich die beste Arznei in dem Gebrauch des Stahls, dessen Nuzen so entscheidend war, daß ich, nach fünf sauren Jahren, meines Jammers fast ganz los ward, und wenigstens niemals zwo schlaflose Nächte nacheinander seitdem gehabt habe.

Indessen hatte mich dieß Uebel in hohem Maaße geschwächt. Ich blieb noch immer anhaltend hypochondrisch, und konnte mich nicht bei täglich vorkommenden unangenehmen Empfindungen, die meiner Vorstellung noch zum Teil ein ärgers droheten, von den Palliativen entwönen, deren Unnüzlichkeit im Ganzen ich so sehr erkannte. Nicht als ein Palliativ, sondern als eine ernsthafte Cur ließ ich mir die Vitriolsäure gefallen. Ich weiß nicht, ob ich es dieser, oder einem anhaltenden verdrieslichen Nebengeschäfte zuschreiben soll, daß ich im

Frühjahr 1771 mich sehr übel befand. In einer recht hypochondrischen Stunde entschlos ich mich, sechs Jahre nach dem mir von dem seligen Werlhof gegebenen Rahte, meine Erleichterung, diesen Raht zuwider, in einem Aderlas zu suchen. Es ist nicht überflüssig zu sagen, daß mein Blut ohne Fehl war. Aber nun verfiel ich in einen Zustand, wovon ich noch nie eine Vorstellung dehabt hatte.

Wenn ich diesen Zustand nicht beschreibe: so mögte vielleicht mancher mein Beispiel noch sehr unzulänglich zum Trost für sich ansehen, der noch nun vermuhtlich sagen wird: Nein, das war mehr, als alles, was ich leide, und ist bei einem solchen Zustande noch Hofnung zur Besserung, so ist sie auch für mich elenden noch übrig.

Bei der größten Deutlichkeit meiner Vorstellungen war alle Beschäftigung des Ver-

standes, die mehr, als blosses Denken erforderte, nicht blos niederdrükkend; sondern ward von solchen Bewegungen meines Nervensistems befolgt, die mich in die Furcht eines nahen Todes sezten. Nicht eine Zeitung hätte ich ganz durchlesen, nicht einen Brief von einer Seite hätte ich schreiben können, ohne vielmal abzubrechen, und mich zu erholen. Ich erinnere mich mit Schaudern, daß ich eines Tages acht Tahler in grober Münze halbgezählt liegen lassen mußte. Meine Vorlesungen mußte ich aufgeben, und in der lezten, die ich nicht endigen konnte, wollte ich doch nur Titel von Büchern vom Papier diktiren. Aber die Aufmerksamkeit, die ich auf jeden Titel so lange wenden mußte, bis ihn meine Zuhörer niedergeschrieben hatten, drükte mich schon nieder. *) War ich ganz unbeschäf-

*) Wie sehr würde ich diese Abhandlung ausdehnen, wenn ich alle aus meinem Zustande

tigt: so drükte mich eine unaussprechliche Angst, freilich aus körperlichen immer fühlbaren Ursachen, aber der mein Geist nicht widerstehen konnte. Die einzige Zerstreu-

mir entstandene psychologische Bemerkungen mit einschieben wollte. Nur folgende kann ich mir nicht verbieten hier einzuschieben:

Wenn wir denken, so denken wir, wie bekannt, in Worten, als Zeichen unsrer Begriffe. Wenn wir lesen oder schreiben, so denken wir auch nach Anleitung der in Worte gesammleten Buchstaben, welche Zeichen der Worte sind, das ist, Zeichen derer Zeichen, in welchen wir denken, und nach welchen wir unsre Vorstellungen ordnen. Worte denken und sprechen ist nur Eine Arbeit für die Seele. Denn wir denken uns schon die Worte mit ihrem Schall. Aber Lesen und Schreiben ist eine zusammengeseztere Arbeit. Für jene war meine Seele stark genug, wenn nur das Denken nicht zu anhaltend, und der Uebergang von einer Vorstellung zur andern geschwind genug war. Aber für diese zusammengeseztere Arbeit hatte sie nicht Kräfte genug.

ung, die mich über dieselbe hinsezen konnte, war die Gesellschaft vieler Personen, wenn sie sich nicht lange bei einem Gegenstande aufhielten. War aber auch nur einer unter diesen, der zu lange und gern bei einem Inhalte blieb: so war das ganze Gefühl meiner Uebel da, und ich mußte davon gehen. Mein Körper war so schwach, daß ich nicht über die Gasse zu gehen wagte, ohne mich auf einen Freund zu stüzen. Und doch fand ich meine erste Hülfe darin, als ich allein am Stok fortzukriechen wagte, und erst kürzere, dann längere Spaziergänge unternahm, bei denen ich aber ohne Unterlas mich ausruhen mußte. Bei dem allen waren in allen Handlungen des thierischen Lebens kein Fehler. Auch mein Schlaf war ruhig und ungestört, so lange ich denselben geniessen wollte. Aber das erste Gefühl nach dem Erwachen kündigte mir die Quaalen des kommenden Tages an.

Fiel einmal eine schlaflose Nacht ein: so war der Tag desto besser, und mein Kopf freier und stärker.

In diesem Zustand kam ich nach Pyrmont, wo ich vier Wochen lang das Wasser trank, und mich merklich besserte. Als ich aber nach Hause kam: war ich doch noch für alle Geschäfte viel zu schwach, und sahe mich genötigt, mich bei der immer fortwährenden Angst und Unruhe, die mich drükte, durch eine abermalige Reise in die Nachbarschaft zu zerstreuen. Auf dieser besuchte ich den grossen Bernstorf auf einem von dessen Gütern, wo ich das Glük hatte, den berühmten Arzt, Herrn Etatsraht von Berger, aus Copenhagen, anzutreffen. Nehmen Sie sich doch des Mannes an, sagte der grosse Menschenfreund, und geben Sie ihm Raht für seine Schwachheit, an der ich ihn nun schon so

lange und schwer leiden sehe. Nach einer umständlichen Beschreibung meines Zustandes gab mir dieser vortrefliche Arzt den Raht, mich ganz an den Gebrauch des Stahls zu halten. Dieß taht ich nach meiner Zuhausekunft so ernsthaft, daß ich in dem folgenden Winter wenigstens vier Unzen Stahl verschlang, und mich durch keine mich zwischenher bekümmernde Zufälle irre machen ließ, und alle Palliative bei Seite sezte. Im Frühjahr war ich so weit hergestellt, daß ich mich aller Arbeiten wieder unterziehen konnte, die eben damals durch die Uebernehmung der Handlungs-Akademie sehr gemehrt wurden. Den Sommer wandte ich zur völligen Ausarbeitung eines Bändchens kleiner Schriften über die Handlung an, und blieb immer wol. Seit dieser Zeit habe ich Pyrmont ein zweitesmal besucht, und in den Sommern der Jahre 1774 und 75 zwei sehr angenehme

Reisen durch das Brandenburgische, Sachsen und Schlesien, jede von neun Wochen, in denen ich aber mehr, als zweihundert Meilen machte, getahn.

Weit entfernt, aller Empfindung alter Uebel entledigt zu sein; weit entfernt, dieses jemals zu hoffen, befinde ich mich nun seit fünf Jahren in einem Zustande, mit welchem ich Vergleichungsweise sehr zufrieden bin, und nur von Gott bitte, mich für meine übrige Lebenszeit nicht unter denselben wieder herab sinken zu lassen. Ich will indessen meinen minder erfahrnen Zunftgenossen noch etwas von den Mitteln sagen, durch welche ich denselben zu unterhalten suche.

Das erste ist die eben erwähnte Zufriedenheit mit meinem körperlichen Zustande, welche bei Hypochondristen so schwer ent-

steht. Eben diese, sammt der vieljährigen Erfahrung alles dessen, was zur Hypochondrie gehört, macht mich über alle scheinbare Verschlimmerungen und solche Zufälle, die mich ehemals sehr beunruhigten, ruhig. Ich greife nach keinem Palliativmittel zu leichtsinnig, und wenn mein Zustand nur erträglich ist, zu keinem Hülfsmittel überall. Ich habe insonderheit aufgehört, nach eignen Einfällen Mittel zu wählen; sondern ergebe meinen Willen, so oft ich medicinischen Raht nötig zu haben glaube, ohne Widerrede unter den Raht meines Freundes, Hensler.

2) Bewegungen mache ich nur mässig und nicht öfter, als mein Zustand es zu erfodern scheint. Seitdem mich die Schlaflosigkeit überfiel, habe ich von dem Reiten wenig gutes erfahren, und entschliesse mich jezt nur selten dazu. Von allen Bewegun-

gen fühle ich weit bessere Wirkung, wenn ich sie mit einem gewissen Zwek unternehme. Ein etwas weiter Spaziergang oder Ritt, mit der Absicht einen Freund zu besuchen, ist mir ungemein viel woltähtiger, als wenn ich ohne andre Absicht, als mich zu bewegen, gehe oder reite.

3) Meine Augenschwäche nötigt mich zu einer grossen Mässigung im Lesen und Schreiben, und folglich in ernsthaften Kopfarbeiten überhaupt. Ich suche meine Zeit dazu mit vieler Beobachtung meines Zustandes aus, und zwinge mich niemals öfter oder länger zu arbeiten, als dieser es mir erlauben zu wollen scheint. Indessen empfinde ich die Notwendigkeit eines gewissen Maaßes von Arbeit beständig. Wenn ich in meinem Amte Ferien habe, wodurch mir etwan zwölf Stunden gesezter Arbeit wöchentlich frei werden; so bin ich allemal schlechter mit meinem Befinden zufrieden.

4) In meiner Diät bin ich nicht ängstlich, aber vorsichtig, und was ich durch anhaltende Erfahrungen, als mir schädlich, kenne, dazu beredet mich keine fremde Anmahnung, und keine Begierde zwingt mir den übereilten Entschlus ab, es zu geniessen.

5) Meine Seele heitere ich gern durch alle meinem Alter und Charakter anständige Vergnügungen auf. Ich liebe das gesellschaftliche Leben, und habe das Glük, nach der Lage meiner Umstände dasselbe sehr nuzen zu können. Eine Gesellschaft, in welcher ich Beweise des Wollebens für mich, und überhaupt Wolstand bemerke, wird mir nie durch die Gegenwart einzeler unangenehm, an deren Wolleben ich zweifle, oder deren Sitten nicht allerdings meinen Beifall haben. Ich wüßte nicht, daß ich jemals in einer Gesellschaft launisch gewor-

den wäre, auch wenn ich fand, daß dieselbe mich nicht aufheitern könnte, oder wegen zu viel Nervenschwäche mich innerlich traurig machte.

6) Bis gegen mein zwanzigstes Jahr waren meine Leidenschaften sehr brausend, und überwältigten mich oft. Damals aber gab mir ein bedenklicher Nerven-Zufall, die Folge eines nicht nach meinem Wunsch befriedigten Zorns, eine Belehrung, die ich so gut genuzt habe, daß ich von allen Leidenschaften in hohem Grade Meister bin. Noch in meinem sechs und dreißigsten Jahre wagte ich meinen Freunden zu sagen: Ich mögte den sehen, der mich todt oder krank ärgern will. Allein, seitdem mich die Schlaflosigkeit und nachher um das Jahr 1771 ein anhaltender Vrrdrus in einem unangenehmen Geschäfte noch mehr geschwächt hat, ist dieser Triumph dahin.

Ich bin gegen die ersten Eindrükke eines verdieslichen Vorfalls nie stark genug, und leide sehr dabei. Allein ich habe bald Regeln eines Verhaltens ausfündig gemacht, und befolge sie standhaft, die ich auch meinen Zunftgenossen ernsthaft empfehle.

Wenn mir etwas verdiesliches zustößt: so bemühe ich mich zuvörderst den ganzen Zusammenhang des Vorfalls zu wissen, um abwägen zu können, ob und wie weit ich mir denselben zu Gemüthe zu ziehen Ursache habe? Sehe ich ein, daß ich in der Sache handeln muß: so eile ich das zu tuhn, was die Umstände erfodern, oder erlauben. Muß ich reden: so rede ich so bald, als ich von meiner Fassung sicher bin. Und alsdenn gelingt es mir noch immer, daß ich weder mich selbst entrüste, noch meinen Gegenpart erbittere. Scheiden wir nicht als Freunde auseinander: so habe ich doch wenigstens mein Recht ge-

sprochen, oder mein Unrecht erkannt, und mich so erklärt, daß künftigen Verdrusse vorgebauet, und mein Herz nun ruhiger ist. Muß ich schreiben: so eile ich zur Feder. So saumselig ich sonst im Briefwechsel bin, wenn der Gegenstand desselben keine Eile erfodert: so sehr eile ich mit jedem verdieslichen Briefe. Wenn gleich die Post erst nach drei Tagen geht: so schreibe ich doch ihn heute, und bin ruhig, so bald er geschrieben daliegt. Oft reifen meine Ueberlegungen während des Schreibens; der Fall verliert seine Wichtigkeit für mich; ich sehe ein, daß er kein ernsthaftes Verfahren verdient, und zerreisse meinen Brief mit eben so vieler Gelassenheit, als wenn die Sache zu meiner völligen Zufriedenheit beigelegt wäre.

Ich habe viel Nervenschwache gekannt, und kenne noch solche, die bei verdrieslichen Vorfällen gerade das Gegenteil tuhn. Ein

unerheblicher Vorfall macht ihnen Verdrus, und droht mit noch schlimmern Folgen. Dann kränken sie sich gleich anfangs eben so sehr, als wenn alle diese Folgen schon da wären, klagen, schmähen, entrüsten sich, und erbittern den Gegner, tuhn aber nichts, was zur Sache gehört. Nun gährt schon ihr Blut; alles erscheint ihnen viel schwärzer, als es billig sollte. Ich mag nicht mehr davon hören, nicht mehr daran denken, sagen sie, und doch ist ihr Herz immer voll davon, und immer geht der Mund dessen über. Die Sache ist aber von der Art, daß sie darin handeln müssen. Aber dann können sie nicht wieder die gehörige Fassung gewinnen; sondern sie handeln im Zorn, tuhn verkehrte Schritte, und spinnen sich so in fortdaurenden Verdrus hinein, daß ihr ganzes Leben dadurch verbittert wird, und der Sache nicht anders, als durch den Tod oder gänzliche Veränderung ihrer Lage

ein Ende gemacht werden kann. Ich habe Nervenschwache von lebhaftem Wize gekannt, die auf ihre Feinde so wizig schmähl-ten, daß alles mit ihnen lachte. Sie mein-ten ihr Herz recht dadurch erleichtert zu haben; aber ich war überzeugt, und der Ausgang bewies es, daß eben diese Lebhaf-tigkeit ihnen mehr schadete, als andern ein stilles Grämen. Ich habe es an mir selbst oft erfahren, wie meine Seele jedesmal er-schüttert worden ist, wenn ich bei einem em-findlichen Vorfall etwan dachte: Dieß oder jenes starke, lebhafte, vielleicht auch wizige mögtest du gern dem Manne, der dich ge-kränkt hat, sagen, wenn du ihn jezt vor dir sähest. Eben dieser Gedanke ist eine Folge von dem zu eben der Zeit lebhafterem Gefühl des Verdrusses; und wenn dann sogleich der Gedanke darauf folgt: Aber dieß jezt zu sagen, ist unmöglich, so gesellt sich das Gefühl einer nicht befriedigten Leidenschaft,

und des Unvermögens dazu, alles das zu tuhn, was die Leidenschaft zu tuhn uns treibt. Geschäfte von Wichtigkeit, bei denen die Voraussicht eines unangenehmen Widerstandes ist, und folglich, zu deren Ausführung eine gewisse Entschlossenheit nötig wird, befinden sich daher sehr schlecht in den Händen manches Hypochondristen. Er wird entweder keinen Muht haben, diesem Widerstande zu begegnen, blos aus Furcht sich zu ärgern; oder er wird die Hände nach dem ersten Versuch sinken lassen, und sagen: ich will mich nicht mehr ärgern; oder er wird mit brausender Entrüstung ausführen wollen, was sich nicht anders, als mit kaltblütiger Ueberlegung ausführen läßt. Er wird schrekken wollen, wenn er im Grunde kraftlos handelt, und keinen Nachsaz der Kräfte hat, um den vermeinten Schrekken zu unterhalten.

Mancher mögte vielleicht annehmen, daß ich nur deswegen es so weit in kalter Ueberlegung gebracht habe, weil keine erhebliche Verdrieslichkeiten meine Ruhe erschüttern. Aber, lieber Leser, hast du jemals einen Mann gesehen, der noch so tähtig ist, als ich es bin, und fortdaurend sein muß, dem nicht öftere Veranlassung zum Verdrusse, zu recht empfindlichem Verdrusse entstünde? Doch erwarte nicht, daß ich dir Beispiele davon erzähle. Folge nur, so oft du dich in dem Falle befindest, meinem Raht: rede und tuhe, was zur Sache gehört; und wenn du das getahn hast: so höre ferner niemanden, der aus guter oder böser Meinung dich von eben dieser verdrieslichen Angelegenheit aufs neue unterhalten will.

Aber wenn der Verdrus erheblich, anhaltend, und die Lage der Sache so ist, daß man entweder gar nicht handeln kann oder

darf, oder mit allem Handeln nichts ausgerichtet wird, was ist da für Raht? Geduld dem Hypochondristen anzurahten, ist eben so vergebens, als von dem Kurzsichtigen fordern, daß er ohne Augenglas einen weit entfernten Gegenstand deutlich erkennen solle. Nur im Handeln gewinnt man den richtigen Gesichtspunkt wieder, aus welchem eine unangenehme Sache anzusehen ist, wenn dagegen in jedem Gedanken, den keine Handlung begleitet, oder bald befolgt, sich die Leidenschaft einmischt. Indessen muß man nicht die Fassung verlieren. Man muß Gelassenheit genug behalten, um nicht durch jeden kleinen Nebenumstand seinen Verdrus zu erneuern, zu vergrössen oder zu vervielfältigen, sondern, um von jeder veränderten Wendung der Sache Gebrauch machen zu können, um sie in eine vorteilhaftere Lage zu bringen. Wenn sich dieß alles nicht findet, oder, wenn du nicht so

viel Fassung wieder erlangen kannst: dann wende die lezte Ueberlegung, deren du noch fähig bist, an, um den Knoten, der dich in dieser verdieslichen Lage festhält, abzuschneiden, deine Tähtigkeit, die noch übrig ist, auf andre Zwekke zu verwenden, und, weil doch immer auch von Bedürfnissen des Lebens hiebei die Rede sein mögte, diese durch andre Beschäftigungen zu erwerben. Denn in Nahrungssorgen muß der Hypochondrist nimmer gerahten. Kommen diese zu seinen Uebeln hinzu, so ist kein Geschöpf unter der Sonnen so hüflos, als er. Dann mag er nur bald sein Grab bestellen. Er wird vergebens auf ein andres Ende seiner Leiden warten.

Meine Krankengeschichte ist hier zwar zu Ende: aber ich kann mir nicht wehren, ihr noch einige Anmerkungen, die Hypochondrie betreffend. anzuhängen.

a) Die erste betrift die Frage: woher dieß Uebel immer gemeiner unter den Gelehrten sowol, als andern an sizende Arbeit gebundenen Ständen wird? Ich glaubte ehemals, eine entscheidende Antwort in dem Umstande zu finden, daß es ein Erbübel sei, welches sich um so viel gewisser fortpflanzt, je mehr die Gelehrten seit Jahrhunderten gewont sind, ihre Söhne den Studien zu widmen, und nur selten ihnen die Auswahl einer andern Lebensart zu erlauben. Als die Gelehrsamkeit kein Brodwerk war, und fast allein in den Klöstern stekte, konnte sich die durch viel sizende Arbeit erworbene Nervenschwäche nicht vererben. Denn jene guten Mönche pflanzten sich, so viel man weiß, nicht fort. Als nun die Wissenschaften wieder auflebten, waren das sechszehnte Jahrhundert hindurch die Gelehrten mehrenteils die ersten in ihrem Stamme, traten mit voller Le-

benskraft in die Arbeiten ihres Standes ein, trieben sie mit einem Fleisse, an welchen der unsrige nicht reicht, daurten lange darin aus, und vererbten ein noch gesundes Nervensistem auf ihre im mittlerem Alter gezeugten Söhne. Jezt aber, da dieß so lange Zeit gedaurt hat, werden wir, die lezten Generationen einer gelehrten Familie, immer mehr nervenschwach, und halber Fleis drükt uns schon zu Boden. In andern Ständen der bürgerlichen Gesellschaft war ebenfalls des Schreibens und Sizens nicht so viel, als jezo. Der Kaufmann konnte nicht handeln, ohne viel zu reisen. Die Arbeiten der von den Fürsten angestellten Civil- und Finanzbedienten giengen nicht in ein so genaues Datail, und Feder und Dinte wurden weit weniger dabei gebraucht, als jezo.

Ich traute, wie gesagt, dieser Erklärung viel zu. Allein in Absicht auf die Gelehr-

ten muß folgende derselben beigefügt werden, auf welche mich einer unsrer ersten Gottesgelehrten, der zugleich einen hohen Rang unter den Philosophen hat, vor einigen Jahren leitete, als ich ihm jenen Gedanken mitteilte. Die Art unsers Studirens hat sich, wenigstens unter gründlichen Gelehrten, sehr verändert. Wir machen jezt alle unsre Kenntnisse zu einem Gegenstande der Philosophie: wir wenden Nachdenken nnd Raisonnement da an, wo sonst nur dem Gedächtnisse allein Arbeit gegeben ward. Nach der Wiederherstellung der Wissenschaften war fast alle Arbeit der Gelehrten nur Gedächtnis-Arbeit. Man taht wenig mehr, als aus den Alten sammlen, was sie richtig und gut gedacht hatten. Selbst die Philosophie war mehrenteils Gedächtnis-Arbeit. Die größten Philologen waren zum Teil auch Philosophen. Aber wie? Ihre Philosophie stüzte sich

fast ganz auf das Ansehen der Alten. Sie sammleten aus dem Schaz ihrer Belesenheit deren Gedanken, Meinungen und auch unreife Behauptungen, ordneten sie, dachten freilich das ihrige hinzu, aber dachten selbst nur selten anhaltend. Dabei litten ihre Seelenkräfte nicht so sehr. Denn wer fühlt es nicht, daß, wenn ich meinem eignen Gedanken einen ähnlichen Gedanken eines Alten zur Seite stelle, und meinem Leser hinschreibe, meine Seele mittlerweile eine gewisse Ruhe hat, wenn ich mit mindrer Belesenheit Gedanken aus Gedanken entwikkele, und mich dabei fortdaurend in dem Bewußtsein der ersten Grundsäze mit deren entferntestem Resultat erhalten muß. Jenen quollen ihre eignen Gedanken mehrenteils aus dem gelesenen und angeführten hervor. Wir aber wollen alles aus eigner Kraft erschaffen, wollen immer gern ganz Erfinder sein, so oft uns auch die unange-

nehme Erfahrung entsteht, daß wir schon alte Vorgänger in unsern aufs feinste durchgedachten Meditationen haben, und daß es nur unsre Schuld sei, wenn wir sie nicht kannten. Das bleibt indessen wahr, daß es sich noch immer sehr der Mühe verlohne, das, was die Alten vor uns gedacht haben, alles noch einmal durchzudenken, weil wir mit unserm Beobachtungsgeiste weiter sehen, einen grössern Vorraht von Beobachtungen haben, und zu neuen Beobachtungen besser ausgerüstet sind. Doch weil Beobachten, ohne Nachdenken, zweklos ist: so kostet uns eben dieser Beobachtungsgeist in der Arbeit, welche unsre Seele damit verbindet, sehr viel Anstrengung, und erschöpft uns in die Länge eben so sehr, als das Nachdenken allein.

Allein noch jezt sehen wir Beweise genug, wie sehr unsre Gesundheit von den Arten unsrer Kopfarbeiten abhänge. Exempel

einer guten Gesundheit, ohne Nervenschwäche, sind noch immer sehr häufig unter Bibliothekaren, Literatoren, auch selbst unter Schulmännern, wenn sie nicht etwan vorher, da sie noch nicht ihrer Bestimmung gewis waren, durch übertriebenen Fleis sich geschwächt haben. Selbst unter den Mathematikern sind die größten Analysten gesund und langlebend. Clairaut, von dem schon in seinem neunten Jahre ein analytisches Memoire der Akademie der Wissenschaften überreicht ward, überlebte achtzig Jahre. Selbst Newton blieb bis zu seinem höchsten Alter ein gesunder Mann. Eben so gut ergeht es noch meinem ehrwürdigen Lehrer, Segner, und auch Eulern, ungeachtet diesen der Zustand seiner Augen schon lange an Bewegungen gehindert hat, die man doch für unentbehrlich zur Erhaltung der Gesundheit eines Mannes halten mögte, der seinen Kopf so an-

haltend beschäftigt hat. Auch Kästner sieht einem glüklichen Alter mit ähnlichen Hofnungen entgegen, und hier habe er meinen Wunsch, daß ihn diese Erwartung nicht triegen möge, wenn gleich ich nicht lange genug leben mögte, um sie erfüllt zu sehen. Leibnitzen und Wolfen darf ich nicht nennen. Denn die Analysis war nur ein kleiner Teil ihrer gesammten Kopfarbeiten. Aber auch diese alle, die ich genannt habe, waren die ersten ihres Stammes, die sich dem tiefen Nachdenken widmeten, und brachten zu ihren Beschäftigungen noch nichts von dem bösen Erbgute einer Famile, die schon gelehrte Ahnen zählen kann. Pascal aber, den ein tiefgelehrter Vater ungerne schon so jung in die synthetische Mathematik eindringen sah, mußte schon vor dem mittlern Alter unter den Qualen der fürchterlichsten Nervenschwäche die Hände davon abziehen, und

starb frühe. *) Maclaurin, der feinste Synthetiker, den die Geschichte der Mathematik kennt, der schon in seinem zwölften Jahre den Euklides ohne Anleitung verstand, im sechszehnten an seiner Geometria organica arbeitete, und im zwanzigsten Professor der Mathematik ward, starb in seinem neun und vierzigsten Jahre an der Wassersucht. In der Taht darf man nur einigermaaßen das unterscheidende beider Methoden kennen, um die grosse Erleichterung zu fühlen, die es dem Verstande schafft, wenn ein Saz, der nicht anders, als in vielen Zeilen wörtlich ausgedrukt werden kann, in der symbolischen Sprache der Analysis so eng zusammen gezogen vor dem Auge liegt, und dann die Entwikkelung seiner Folgesäze, bis zum lezten Resultat, mehr ein Geschäfte des Auges und

*) Man sehe Pascals Leben vor dessen Pensées sur la religion.

der Hand, als eines tiefen Nachsinnens wird.

b) Meine zweite Anmerkung betrift die Vorwürfe, unter welchen wir armen Hypochondristen im gesellschaftlichen Leben leiden; Vorwürfe, welche so weit gehen, daß wir mit dem Geständnisse des Uebels, welches uns plagt, ja nicht zu leichtsinnig sein, sondern unsere Leute vorher jedesmal kennen müssen, wenn wir nicht Schimpf und Schande erleben wollen. Wahr ist es, daß sich in unsrer Zunft viele Menschen befinden, und andre derselben ohne Grund beigezählt werden, von denen wir wenig Ehre haben; Menschen, die ihre verhaßte Laune, ihre Menschenfeinlichkeit, ihren Verdrus über Unfälle, die sie sich selbst zugezogen haben, ihre kleingeistige Rachsucht, und unaufhörliches Nergeln über unerhebliche Kränkungen unter dem Nahmen der Hypochondrie, als einer allgültigen Ent-

Entschuldigung verstekken. Selbst der Heimtükkische wählt oft diese Maske. Er kann sie nicht besser wählen. Gelingen ihm seine Tükke nicht, so wird er behaupten, daß die Schuld nicht in seinem Charakter, sondern in seiner Schwachheit liege, und wird lieber als ein Hypochondrist ausgehöhnt, als für einen Bösewicht verabscheuet sein wollen.

Blos deswegen wünschte ich, daß wir gutartigen Hypochondristen, die wir uns unsers guten Herzens und noch nicht benebelten Verstandes eben so klar, als unsrer Leiden bewußt sind, uns in ein näheres Einverständnis mit einander sezten; daß wir, mit Ausschliessung jener von mir bezeichneten Menschen, in eine engere Zunft zusammen träten, deren Ehre wir alsdenn troz einem jeden, der bei einer beneidenswürdigen Gesundheit dennoch uns zu beurteilen wagt, wol zu behaupten im Stande

sein würden. Die Welt würde es alsdenn sehen, was für Kernmenschen unter uns sind, und daß, wer nicht ohnehin die Anlage zu einem Narren, einem Menschenfeinde oder Bösewicht hat, es durch die Hypochondrie nicht werde.

Doch dieser Wunsch ist zu weit aussehend, als daß ich einen ernsthaften Vorschlag darauf bauen mögte. Indessen werden wir doch wol tuhn, wenn wir einzelne und alle auf unser Betragen im gesellschaftlichen Leben etwas mehr Acht haben, als uns gewönlich ist. Es ist uns gesund, und wir werden andern minder lästig, wenn wir die Gesellschaft für das nuzen, was sie uns mehr, als andern sein muß, nemlich als ein vorzüglich gutes Mittel zur Aufheiterung; wenn wir Wolwollen beweisen, und uns des Wolwollens andrer erfreuen; wenn wir unsre Urteile über fremdes Verhalten mäßigen, oder falls wir dieß nicht

können, schweigen; wenn wir keinen zu einer untähtigen Teilnehmung an unsern vermeinten oder wahren Widerwätigkeiten auffodern; und insonderheit, wenn wir von unserm Gesundheitszustande zu niemanden, als zu unserm Arzte, oder so, wie ich es hier zu tuhn mir die Erlaubnis nehme, zu anderer Troste oder Warnung sprechen.

c) Meine lezte Anmerkung betrift die mächtige Wirkung des Stahls oder vielmehr des Eisens auf die Hypochondrie. Ohne Zweifel sind die ältesten Aerzte, in deren Schriften wir des medicinischen Gebrauchs des Eisens erwähnt finden, durch die analogische Vermuhtung auf denselben geleitet worden, daß das Eisen, wie es das beste Mittel in Werken der Kunst ist, um die Teile, woraus dieselben zusammen gesetzt sind, zu verstärken oder zusammen zu halten; so auch, wenn ja der thierische Körper dasselbe in sich nimmt, den Teilen

desselben mehr Festigkeit und Zusammenhalt geben könne. Spätere Erfahrungen mit dem zu Pulver gedörreten Blut der Thiere haben bewiesen, daß der thierische Körper dasselbe auch ohne den Dienst des Arztes dabei zu bedürfen, annimmt, und daß das Blut gesunder und starker Thiere und Menschen dasselbe mehr, das von schwächeren weniger enthalte. Nun schien das, was sonst blos Vermuhtung war, bestätigte Wahrheit zu sein, und seit dieser Zeit ist die gemeine Antwort auf die Frage des Kranken: Warum soll ich Stahl nehmen? diese, er soll sie stärken und roboriren. Noch vor einem Jahrhundert ward diese Antwort minder bestimmt gegeben. Malachias Geiger, ein Baierischer Arzt, schrieb 1652 einen Microcosmum hypochondriacum in einem ziemlich starken Quartbande, und wußte nicht, was er von der Art der Wirkung des Stahls sagen

sollte, ob er durch seine Schwere die verstopften Teile durchdringe, oder durch eine virtutem abstersivam, aperitivam et purgativam wirke. Das wahrscheinlichste scheint ihm, daß das Eisen eine gewisse Verwandschaft mit den melancholischen angebrannten Feuchtigkeiten (adustis humoribus) habe, sie anziehe, in sich schlukke und mit sich fortführe. Denn, sezt er hinzu, wegen seiner metallischen Natur kann es nicht in die Nahrung übergehen, und wegen seiner zu groben Substanz, nicht in die innern Teile des Körpers dringen. Die Natur schafft es also bald wieder durch den Stuhlgang fort, und damit wird auch die melancholische Feuchtigkeit ausgeführt.

Ich bin auf einen Gedanken von der Art der Wirkung des Stahls gerahten, den ich hier kurz angeben, und dessen Prüfung

geschikten Physiologen und Naturkündigern überlassen will, zu deren neuen Entdekkungen er sehr genau passet, wiewol ich nicht die Musse habe, diese jezt anzuführen, und mit meiner Hypothese zu deren Bestärkung zu vergleichen.

Daß unser Gesundheitszustand sehr von der Einwirkung der Luft auf unsern Körper abhänge, ist eine allgemein erkannte Wahrheit. Die Luft ist eine für sich electrische oder positiv electrische Substanz, das ist, eine solche, durch deren Bewegung und Reibung die electrische Materie zwar so, wie durch Glas, Harz und dergl. in Bewegung gesezt werden kann, aber nicht von ihr aus fremden Körpern angenommen wird, und ihren Fortgang durch sie findet. Die thierischen Körper sind im ganzen (denn einzele Teile z. E. Haare muß man ausnehmen,) der entgegen gesezten Art, nicht für sich electrisch oder

negativ electrisch, daß ist, sie machen nicht die electrische Kraft durch Reiben aus sich entstehen, nehmen sie aber von andern Körpern willig an, und verstatten ihr den ungehinderten und schleunigen Durchgang. In diesem verschiedenen Verhältnis, das die Luft und die thierischen Körper in Absicht auf die Electricität haben, mag vielleicht der Hauptgrund der vorteilhaften Einwirkung jener auf diese liegen. Und wenn, wie dieß immer wahrscheinlicher wird, die so lange angenommene, und noch durch keinen menschlichen Sinn bemerkte Nervenfeuchtigkeit oder Nervengeister nichts anders, als die electrische Substanz sind: so ist es wahrscheinlich die uns umgebende Luft, welche unserm Körper dieselben zuführt, deren Abgang fortdaurend ersezt, und Nerven und Muskeln ihre Urkraft ertheilt, durch welche sie die Befehle der Seele anhaltend zu vollführen im Stande sind.

Vor einigen Jahren erzählte mir ein erfahrner Arzt, als eine besondere Bemerkung an einem vornehmen Frauenzimmer, deren Nerven äusserst schwach waren, und die auch bald nachher in diesem Zustande gestorben ist, daß sie mit einem geringen Reiben electrische Funken aus der Oberfläche ihres Körpers hervor lokte. (Ich sollte billig meinen Freund nennen. Aber er ist ein Mann, der seine Beobachtungen sorgfältig aufzeichnet, und ich will ihm nicht ganz in Bekanntmachung dieser mir so wichtigen vorgreifen.) Ich habe eben den Versuch an mir gemacht. Aber er ist mir nicht gelungen. Ich bin seit der Zeit, da ich diese Bemerkung erfuhr, nicht so Nervenschwach, als diese Dame gewesen. Zudem sieht mein Auge zu wenig im Dunkeln, und ein schwacher Funke mag mir wol unbemerkt bleiben. Dessen aber erinnere ich mich sehr genau, daß in der Zeit, da ich am schwächsten war, mir sehr oft in freier Luft, wo alles fast stille um mich war, die Empfindung in einzelen Punkten der Haut entstanden ist, als wenn ein electerischer Funke aus derselben hervor gelokt

würde; ja ich habe sogar in eben dem Augenblikke einen Schall, wie das Knistern eines electerischen Funkens, gehört. Dieser Bemerkung bin ich so gewis, als ich gewis bin, daß ich dieses schreibe. Sie sezte mich in Verwunderung, aber ich wußte sie damals durch nichts zu erklären. Ich weiß nicht, ob ich eben dahin die mir viel öfter vorgekommene höchstunangenehme Erfahrung ziehen darf, da in schlaflosen Nächten, so oft ich einschlummerte, ein empfindliches Stechen, das mich jedesmal aufwekte und mich ganz munter machte, entstand. Aerzte kennen diese Erfahrung an hectischen Personen. Mir ist sie sehr gemein, und in mancher Nacht so lastig gewesen, daß sie mich immer an jenen Tirannen erinnerte, der auf diese Art gesunde Menschen zu Tode marterte, da er sie beständig so, wie sie einschliefen, durch Kizeln und Stechen aufwekken lies.

Doch ich behaupte noch nichts bestimmt. Wahrscheinlich aber wird es mir, daß das, was wir Nervenschwäche nennen, aus einer zu geschwinden Zerstreuung des Nervensaftes entstehe, denn die äussere Luft nicht

bald genug ersezen kann. Dann mag vielleicht unsrer Körper die Natur einer für sich electerischen Substanz annehmen, und eben dadurch des vorteilhaften Einflusses der Luft mehr und mehr unfähig werden. Dann geht das ganze Nervensistem irre, gehorcht der Seele minder willig, leidet durch Krämpfe, das ist, unwillkührliche Bewegungen, und wird durch jede neue Anstrengung überspannt. Wenn diese Voraussezungen gelten, was ist da zuträglicher, was läßt sich anders tuhn, als den Körper in einen Zustand zurük bringen, in welchem der woltähtige Einflus der electerischen Kraft der Luft wirksamer werden kann? Und was können die Mittel dazu sein?

Ein Mittel ist ohnstreitig die Bewegung. Aber vielleicht ist die Bewegung es nur auf eine jenen Voraussezungen angemessene Weise. Der an seine Arbeiten angeheftete Gelehrte, oder wes Standes er sonst sein mag, bringt seine Zeit in seinem Zimmer in einer Masse Luft zu, die, weil sie sich wenig um ihn verändert, vielleicht nur langsam ihre woltähtige electrische Kraft seinem Körper mitteilt, vielleicht durch die

mannigfaltigen der Electricität entgegen wirkenden Ausdünstungen geschwächt wird, und den Abgang seiner durch Arbeit sich erschöpfenden Nervengeister nicht gehörig erschöpfen kann. Bewegt er sich nun durch Gehen, Fahren oder mäßiges Reiten: so kömmt er mit jedem Augenblik in eine andre Luft, die als nicht erschöpft oder geschwächt ihre electrische Kraft in seinen Körper eindringen läßt, und durch die Reibung, die aus der Bewegung entsteht, um so viel wirksamer wird. Bewegt er sich aber zu schnell, und erschöpft er seine Nervengeister zu stark: so kann die Luft den Abgang derselben nicht hinlänglich ersezen. Er kömmt abgemattet wieder nach Hause und hat sich geschadet, zumal wenn, wie ich voraus seze, die Substanz seines Körpers nicht in dem Zustande ist, daß sie die Electricität der Luft willig annimmt. Denn der gesunde junge Mann macht ohne Erschöpfung viel stärkere Bewegungen, weil es mit seinen Körper die gegenseitige Bewandnis hat. Vielleicht sind die Heilkräfte, welche Priestley seiner fixirten Luft beilegt, wenn er sie in den menschli-

chen Körper bringt, durch welche er sogar ein faulichtes Fieber geheilt haben will, blos darin gegründet, daß diese Luft auf die innern Teile einen Vorraht von neuer electrischer Kraft bringt, daß diese von innen angebrachte Kraft um so viel wirksamer wird, als die durch die Oberfläche wirkende Luft, und den feinen Gefässen, die nicht mehr zur Vollführung der animalischen Verrichtungen das ihrige beitragen konnten, eine neue Wirksamkeit giebt. Vielleicht sind die Blähungen, welche uns Hypochondristen so jämmerlich quälen, nur eine Folge von dem Umstande, daß unsre Gedärme, wie der ganze Körper, zu viel positive Electricität haben, den Einflus der ebenfalls positiven Electricität der aus den Nahrungsmitteln sich entwikkelnden Luft nicht annehmen, und diese also nötigen, Auswege zu suchen, die sie in einem gesunden Körper nie oder nur selten suchen darf. So, dünkt mich, verstehe ich nur, was es heisse: Der Ton der Nerven hat sich verlohren, und Bewegungen können denselben wieder herstellen. Denn wie ein geschwächter so feiner Teil des thierischen Kör-

pers, als die Nerven sind, durch neue Anstrengungen des Körpers seine Spannung wieder gewinnen könne, bleibt mir zu dunkel, wenn ich nicht dabei annehme, daß eben bei Gelegenheit dieser Bewegung eine Ursache von aussen auf die Nerven woltähtig wirke. Und welche Ursache ist dieß wahrscheinlicher, als die Substanz, welche wir ohnehin anfangen für einerlei mit dem sogenannten Nervensaft zu halten, nemlich die Electricität.

Ein zweites Mittel würden solche Substanzen sein, welche innerlich gebraucht diese innre Beschaffenheit des Körpers zu verändern, und ihn in ein vorteilhafteres Verhältnis in Absicht auf die Electricität der Luft zu sezen fähig sind; Oder mit Ausdrükken der Naturlehrer zu reden, Substanzen, die ihm mehr negative Electricität mittteilen können, um den woltähtigen Einflus der positiv electrischen Luft besser anzunehmen. Nun haben die Metalle einen vorzüglichen Grad der negativen Electricität. Vielleicht mögte ein jedes Metall innerlich genommen dem thierischen Körper diesen Dienst leisten können. Aber diese sind zum Teil dem Körper schädlich; und

keines, ausser dem Quecksilber und Eisen, geht in die Nahrung des Körpers über, und verteilt sich in die feinsten Gefässe desselben. Aber jenes verliert sich bald durch die Oberfläche des Körpers und die von den Drüsen bewirkten Excretionen, darf auch, ohne dem Körper zu schaden, nicht lange in demselben bleiben. Es ist also das Eisen das einzige Metall, welches ohne Gefahr genommen werden kann, sich durch den ganzen Körper verteilt und lange genug in demselben bleibt. Dann aber glaube ich auch, daß vier Unzen Stahl, die ich im Winter des Jahres 1772 nahm, der ganzen Masse meines Körpers einen viel höhern Grad der negativen Electricität wieder gegeben haben, als den derselbe in seinem kränklichen Zustande hatte. Entscheiden will ich nicht, ob dieß allein mir damals Gesundheit und ich mögte sagen, auch das Leben wieder gegeben habe. Aber mir entsteht doch eine grosse Wahrscheinlichkeit, daß dieß das wesentliche in der Wirkungsart des Stahls sei. Erfahrungen nachdenkender und von Vorurteilen befreieter Aerzte mögen künftig für oder wider mich entscheiden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

XXX (1-5) V.87

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Büsch, Johann Georg, 1728-1800

Erfahrungen

Bd.: 5

Hamburg 1802

Opp. 454-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10603786-3
VD18 13505408-002